Paed. Pr.
4408
s (55

Paed. Pr. 4408 s/55

K

<36635002240017

<36635002240017

Bayer. Staatsbibliothek S

Paed. Pr.
4408
s/55.

Nüssle, Mosbach

Deutsche Jugend und Volksbibliothek

Dr. Christian Gottlob Barth

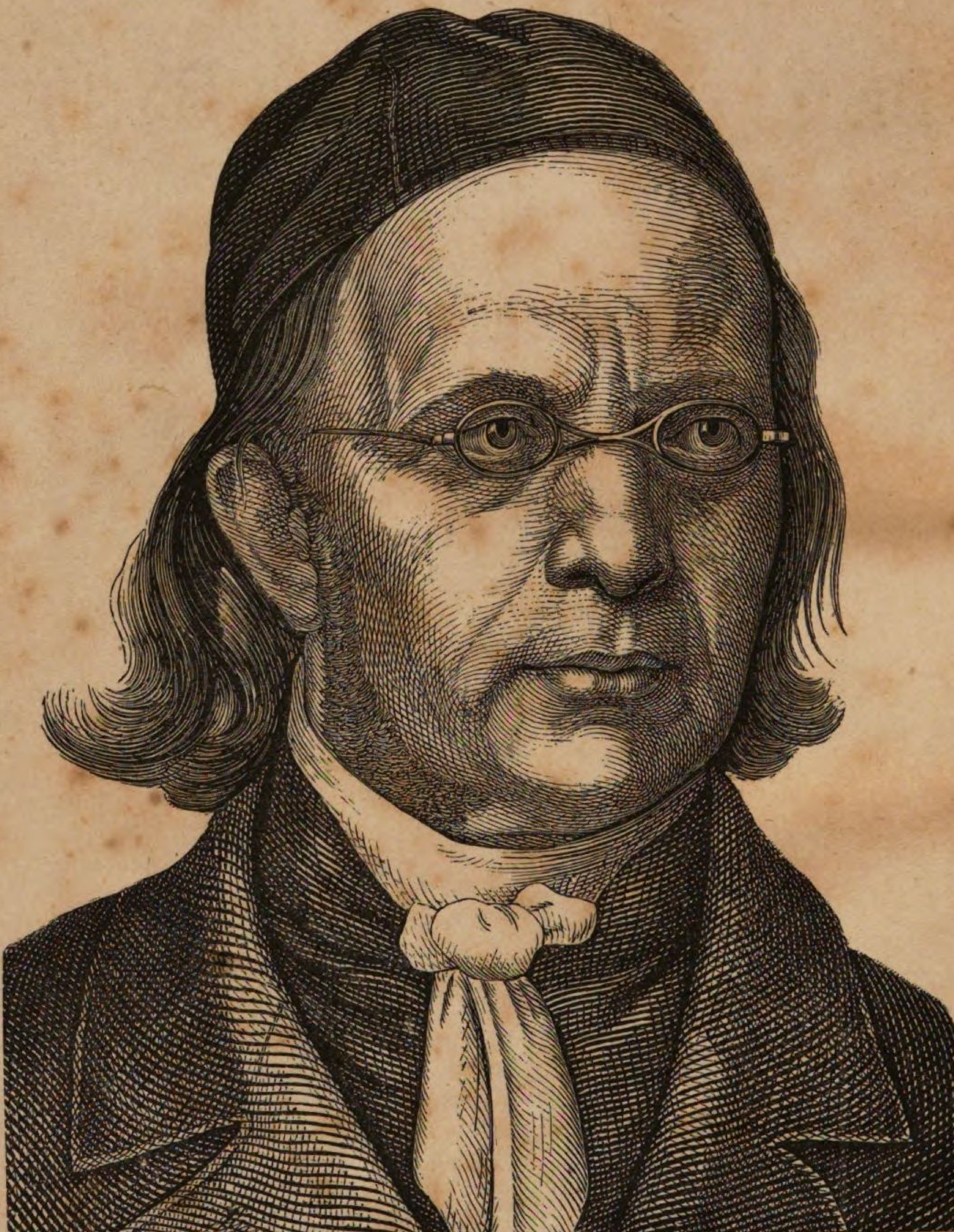
von

G. Weitbrecht.



24 B

Paed. Pr.
4408 $\frac{s}{}$ (55
Jugendbibliothek



Dr. C. G. Barth.

Dr. Christian Gottlob Barth

nach seinem Leben und Wirken

geschildert

von

G. Weitbrecht.

Stuttgart, 1875.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Gn. 1259

BIBLIOTHEC
REGIA
MONA

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

1. Die Knabenzeit im alten Stuttgart.

Unter furchtbaren Donnerschlägen gieng das achtzehnte Jahrhundert zur Neige. In Frankreich stürzte ein alter mächtiger Königsthron zusammen, verblutete eine erlauchte Königsfamilie auf dem Schaffot, und mit ihr und nach ihr sanken tausende dahin unter den bluttriefenden Schritten der französischen Revolution. Deutsche Kriegsheere zogen hinüber nach Frankreich, um den Königsmord zu rächen, aber die revolutionstrunkenen Regimenter der französischen Republik warfen sie zurück, zogen hinter ihnen drein über den Rhein herüber, breiteten sich wie Heuschreckenschwärme in Deutschland aus und wollten mit ihrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit alle Welt beglücken. Und schon begann im letzten Jahr des Jahrhunderts der Mann in den Vordergrund zu treten, der, ein Sohn der Revolution, sie zugleich bändigte und beerbte, das alte deutsche Kaiserthum, ja das ganze alte Staatensystem Europa's über den Haufen warf und die Errichtung eines französischen Weltreichs sich als Ziel seines Lebens gesteckt hatte — Napoleon Bonaparte.

Während im deutschen Land Viele diese Erschütterungen als das Morgenroth einer neuen goldenen Zeit mit Freuden begrüßten, Andere davor zitterten und sie verabscheuten, gab es auch manche „Stille im Land“, bibelfeste Leute, welche an der Hand der alttestamentlichen Propheten und der Offenbarung Johannis diese gewaltigen Ereignisse zu deuten und zu verstehen suchten. Namentlich in Württemberg waren ihrer Viele, zumal aus dem Handwerker- und Bauernstand, welche die Weltereignisse in diesem Licht betrachteten. Hier hatte Joh. Albrecht Bengel seinen Samen ausgestreut und ein tieferes Verständniß der Weissagung begründet. An der Hand der Offenbarung Johannis hatte er für das Ende des Jahrhunderts großartige Erschütterungen voraus verkündigt und dann weiter berechnet, daß um's Jahr 1836 die Wiederkunft des Herrn erfolgen und das tausendjährige Reich beginnen werde. Und als nun am Schluß des Jahrhunderts die vorausgesagten Katastrophen wirklich eintraten, als Europa in allen seinen Fugen zu krachen anfieng, als Napoleon über Blut und Leichen hinweg mit unheimlicher Schnelligkeit zu schwindelnder Machthöhe emporstieg, als würde er durch dämonische Kräfte aus dem Abgrund emporgehoben, so rüsteten sich diese stillen, bibelgläubigen Leute nur um so ernstlicher auf die Kämpfe der bevorstehenden letzten Zeit.

So finden wir in jenen Jahren hin und her im Württemberger Land, und namentlich auch in der Landeshauptstadt Stuttgart, kleinere Kreise glaubiger Christen, welche

bei treuem Festhalten an der evangelischen Landeskirche doch auch ihre eigenen Versammlungen hatten, mit einander sangen, beteten, die Bibel lasen, sich über das Gelesene besprachen, die Zeichen der Zeit aus dem Wort der Weissagung deuteten, einander zu stillem christlichem Wandel und treuem Warten auf die Zukunft Christi ermunterten, auch wo es noth that, an gegenseitiger Zucht und Vermahnung es nicht fehlen ließen.

Es ist ein eigenthümliches feierliches Warten und Harren, das durch diese alten württembergischen Gemeinschaftskreise geht; ein wunderbares Leben und Weben im Unsichtbaren, Zukünftigen. Die Zeit glich einem gewitterschwülen Abend, da man beim Niederliegen sich darauf gefaßt macht, während der Nacht plötzlich durch Blitze und Donnerschläge aufgeweckt zu werden. Die stillen, frommen Leute im Lande Württemberg fühlten diese Schwüle. Die Noth der Zeit, die unaufhörlichen Kriege, die Fremdherrschaft im eigenen Vaterland, das Zusammenbrechen des alten deutschen Reichs, der Druck, unter dem sie vielfach von oben her standen, der wachsende Abfall und Unglaube, die Unsicherheit aller Verhältnisse — das alles richtete ihre Augen um so entschiedener aufwärts und vorwärts. Es war eine harrende Stimmung, wie sie etwa auch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, ja in der apostolischen Zeit selbst gewesen sein mag, als man die Wiederkunft des Herrn nicht in unbestimmter Zukunft erwartete, sondern Jeder dachte: Ich werde die letzte Zeit erleben. Mit Vorliebe wurde deshalb

auch die Wiederkunft Christi bildlich dargestellt, wohl manchmal mit starken und massiven Strichen, zudem im Bewußtsein, daß alle bildliche Darstellung doch nicht hinanreiche an die Sache selbst; aber der Drang des Herzens, die Sehnsucht der Erwartung begnügte sich nicht mehr mit dem bloßen Wort, sondern verlangte nach lebendiger Anschauung.

Zu diesem Kreis einfacher, stiller und glaubiger Christen gehörte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auch der Ipser und Zimmermaler Christian Barth in Stuttgart mit seinem Weibe Beate, einer geborenen Engelmann. Ihnen wurde am 31. Juli 1799 ihr Erstlingssohn geboren, der in der heiligen Taufe den Namen Christian Gottlob empfieng, und dieser Christian Gottlob ist's, den der Titel unseres Büchleins meint und den die folgenden Blätter dem geneigten Leser noch etwas genauer schildern sollen.

Für diejenigen, welche das jetzige Stuttgart kennen, sei im Voraus bemerkt, daß Stuttgart, obwohl damals schon längst Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Württemberg, doch etwa sechsmal kleiner war als heutzutage und kaum mehr als 16,000 Einwohner zählte. Während es jetzt den ganzen Thalkessel des Nesenbach ausfüllt, ja schon eine gute Strecke weit an den Bergen hinaufgeklettert ist, so lag es damals noch eng zusammengeschmiegt zwischen seinen Mauern, weithin von Obstgärten umgeben, welche den Raum zwischen der Stadt und den rebenbekränzten Höhen ausfüllten. Wenn nun gleich der Zustand der Straßen und

Gassen der Art war, daß ein Franzose damals Stuttgart als die schmutzigste Stadt auf dem Erdboden verschimpfiren konnte, so war doch der Anblick der Stadt von außen, zwischen ihre Obstgärten und Rebenhügel eingebettet, so lieblich, daß ein Norddeutscher die „Holdseligkeiten und sonderbaren Reizungen des Nesenbachthales“ nicht genug preisen konnte und hinzufügte, daß in diesem Thal „das gute Stuttgart nicht anderst, denn ein edler Stein in einem pretiösen Ring gleichsam eingeschlossen ruht.“ Das Haus, in welchem Barth das Licht der Welt erblickte, stand in der Gegend, wo die Eberhards-, Carls- und Marktstraße zusammenkommen. Nicht lange nach seiner Geburt zogen jedoch seine Eltern in die Carlsstraße. Das Haus, das sie bezogen und in welchem Barth aufwuchs, steht heute noch, das erste Haus rechts, wenn man von der Planie her in die Carlsstraße kommt. Freilich hat es auch im Lauf der Zeit manche Veränderungen erfahren, und Barth schrieb schon im Jahre 1838: „Das Haus auf dem alten Töpfermarkt, in dem ich aufgewachsen bin, sieht sich auch nicht mehr ganz gleich. Seine Fußbekleidung ist eine andere geworden, und nur seine alte Giebelmütze trägt es noch sammt dem Zapfen, auf welchem sich einst eine blecherne Windfahne drehte, die sich schon vor dreißig Jahren aus Furcht vor den Gewittern ins Unterhaus flüchten mußte.“

Barth wurde von seinen Eltern in strenger Zucht gehalten. Für den lebhaften, leicht beweglichen Knaben war eine solche heilsam und nothwendig, und daß dem fröhlichen Ge-

nuß seiner Kinderzeit dadurch kein Abbruch geschah, hat Barth selbst in seinen späteren Jahren gerne erzählt. „Wie eine junge Amsel bin ich unter lauter Gesang aufgewachsen,“ sagte er. Sein Vater war ein großer Freund des Gesangs, und spielte die Zither, die Flöte, die Harfe und das Klavier. Auch die Mutter stammte aus einer musikalischen Familie und hatte eine schöne Stimme. Einer ihrer Brüder war ein leidenschaftlicher Musikfreund und ging zuweilen ins Theater, nur um die Musik zu hören. Er pflegte dann den Kopf auf die Brüstung zu legen, um nicht durch das, was dem Auge geboten wurde, dem Ohr etwas zu entziehen. Viele Melodieen christlicher Lieder, die im elterlichen Haus gesungen wurden, klangen Barth noch in den späteren Jahren lebhaft in den Ohren, so daß er z. B. das kraftvolle Marschlied: „Wer will ein Jünger Jesu sein“ noch als Mann in einer Abendgesellschaft in England sang und die Melodie dazu auf dem Klavier spielte, obwohl er die Noten dazu nie gesehen hatte. Jezuweilen gingen auch an Sommerabenden die Kinder bei den Nachbarn umher und sangen ihnen Lieder vor, was immer Freude machte und den kleinen Sängern manches Geschenk eintrug. Ein Nachbar hatte in einer ungebrauchten Küche ein altes kleines Klavier stehen. Barth stellte sich manchmal an dasselbe, sang ein Lied und griff dazu auf dem Klavier die nächsten besten Töne. Daß die Harmonie etwas zweifelhaft war, merkte der Knabe nicht, weil seine Stimme viel lauter tönte als das Instrument, dessen Stimme durch's Alter etwas schwach geworden war. So war er selbst von

seinen Leistungen sehr befriedigt und wunderte sich nur, daß er so gut spielen konnte, da er doch nichts gelernt hatte.

Neben der Musik trieb der Knabe aber auch noch andere schöne Künste. Er wäre ja nicht eines Malers Sohn gewesen, wenn er nicht auch von dieser Kunst etwas überkommen hätte, und was er täglich seinen Vater thun sah, das wollte er doch auch nachahmen. Die ersten Versuche fielen freilich etwas unvollkommen aus. Er wollte einen Mann zeichnen und machte unter den Kopf gleich die Beine, ohne jeglichen Leib. Während aber mancher andere Knabe auf dieser Stufe künstlerischer Entwicklung stehen bleibt und höchstens dahin gelangt, daß er unter den Kreis, der den Kopf vorstellt, ein Dreieck setzt, das den Leib bedeutet, darunter zwei senkrechte Beine als Füße, und rechts und links vom Dreieck wagrecht abstehend zwei andere Linien als Arme, so machte Barth entschiedene Fortschritte, da es ihm weder an Talent noch an Ausdauer fehlte. Bald entwarf er selbstständige Figuren und Gruppen, und als die wohlbekannten „Beispiele des Guten" herauskamen, ruhte er nicht, bis er einige, die ihm am besten gefielen, auf's Papier gezeichnet und kolorirt, oder, wie man im Schwabenland sagt, „angemalt" hatte. Dabei hatte er auch hier schon seine eigenen originellen Ideen. In der Nähe von Stuttgart war ein großer Sandsteinbruch, in dessen Schutt eine Menge kleiner Stücke eines weichen, blättrigen, schieferartigen Sandsteins gefunden wurden. Manchmal kletterte nun der Knabe an der abschüssigen Bergwand auf und ab, um Plättchen zu finden,

die ihm paßten. Diese schlug er dann in viereckige Stücke von 4—5 Zoll Länge und etwas geringerer Breite, schliff sie auf einer Bank von Sandstein, die vor seinem Hause stand, glatt, und malte dann mit Wasserfarben allerlei Landschaften darauf, die sich gar nicht übel ausnahmen. Er legte sich eine ziemliche Sammlung solcher Steingemälde an, die er allmählich an seine Freunde und Kameraden verschenkte.

Mit dem Verschenken war's nun schon recht, aber als er sich auch einmal auf's Verkaufen seiner Kunstwerke legen wollte, gerieth's weniger glänzend. Auf Weihnachten 1808 malte er eine Compagnie Soldaten, welche aufgepappt, ausgeschnitten und auf hölzerne Blöcklein geleimt wurden, wie's der junge Leser auch heutigen Tages noch macht, und der alte Leser vielleicht ebenfalls, wenn auch nicht mehr für sich selbst, so doch für seine Buben. Barth hatte eine solche Freude an den Erzeugnissen seiner Kunst, daß er sich von seinen Eltern die Erlaubniß ausbat, den Weihnachtsmarkt damit beziehen zu dürfen. Ein kleiner Tisch und ein Stuhl wurde auf den Markt getragen, und die Compagnie drauf gestellt. Um's Geld war's ihm dabei gar nicht zu thun, aber ihn reizte der Gedanke, als Künstler mit seinen Kunstprodukten sich öffentlich sehen zu lassen. Aber es wollte lange kein Käufer kommen. Es war bitter kalt, der Knabe fror fast zu einem Eisklümplein zusammen, seine Zähne klapperten und seine Kniee schlotterten, doch gab er die Hoffnung nicht auf. Endlich verkaufte er für einen

Groschen die Hälfte seiner Armee, und als es Mittag wurde, ohne daß die andere Hälfte einen Liebhaber gefunden hätte, packte er auf und brachte alles, was er noch hatte, einem Freunde zum Geschenk. Der Mann, der später auf Weihnachten nach einander in Reih' und Glied seine Büchlein aufmarschiren ließ, vom „armen Heinrich" an bis herab zum „Schloß im See", und dafür Tausende von jungen und alten Abnehmern fand, hat also beim ersten Versuch auch sein Lehrgeld zahlen müssen.

Nicht viel besser erging es ihm, als er einmal auf den kühnen Gedanken kam, sich auf einer Stuttgarter Gemälde-Ausstellung mit einem Kunstwerk sehen zu lassen. Damals war Blücher der Held und Liebling der deutschen Jugend, und so wählte sich auch Barth diesen Gegenstand für seine projektirte Arbeit. Der Kopf war nicht größer als eine Erbse, ziemlich gut getroffen; das Ganze auf einem gothischen Denkmal mit kriegerischen Attributen angebracht, und im Hintergrund standen Bäume. Das Gemälde, in Wasserfarben ausgeführt, hatte nur etwa drei Zoll Höhe und ebensoviel Breite. Ueber das Schicksal desselben erzählt Barth selbst: „Ich merkte wohl, daß es auf dem gewöhnlichen Weg keine Aufnahme unter die ausgestellten Kunstwerke finden würde; ich mußte daher darauf denken, es irgendwie einzuschmuggeln. Mein Gemälde war in einem vergoldeten Rahmen befestigt, ein Blatt mit der pseudonymen Unterschrift „Augustus Genor" lag dabei, und beides wurde beim Durchgang durch die Säle verstohlen auf den

Tisch gelegt, worauf ich mich still und schnell entfernte. Wie begierig war ich am folgenden Tag, zu sehen, welche Stelle mein Kunstwerk einnehmen würde! Aber da stand es oben auf einem der hohen Fenstersimse, und zwar verkehrt, so daß der arme Blücher die Aussicht durch's Fenster auf die Reitschule hatte und von allen den Herrlichkeiten im Saal nichts mit ansehen durfte."

Aber das Malen und Zeichnen genügte dem lebhaften und unternehmungslustigen Knaben nicht; bald machte er sich auch daran, aus allerlei weichem und bildsamem Material, Wachs, Pech, Lehm u. dgl. Figuren herzustellen. Eine besondere Liebhaberei hatte er dabei für's Siegellack, obwohl es für seine Zwecke gar nicht sehr günstig war, weil es, kaum am Licht erwärmt und bildsam gemacht, sogleich wieder erkaltete und erstarrte. Aber gerade diese Schwierigkeit übte einen gewissen Reiz auf ihn aus, so daß er immer wieder zu diesem Material griff. Noch als vierzigjähriger Mann sagte er: „Ich kann mir noch wohl denken, wie ich einst einen Ulanen zu Pferd, mit Lanze und Fähnlein, Degen und Sporen, aus verschiedenfarbigem Siegelwachs mit großer Mühe gebildet hatte, um einem Freund ein Geschenk damit zu machen." Sogar ein Stückchen karrarischen Marmor brachte er einmal in seinen Besitz, in der Absicht, es zu einer Bildhauerarbeit zu verwenden. Dieselbe wurde zwar angefangen, aber nicht fertig gebracht, weil der nöthige Handwerkszeug fehlte. Dagegen machte es ihm große Freude, als er einmal in Eßlingen eine aus Marmor gefertigte Bratwurst zum Geschenk bekam.

Sollte man nicht beinahe denken, es wäre die Jugendgeschichte eines späteren großen Malers oder Bildhauers oder anderweitigen Künstlers, was wir bisher erzählt haben? Weit gefehlt! Zwar hat er auch in späteren Lebensjahren noch Alten und Jungen gern durch Arbeiten seiner kunstfertigen Hand eine Freude gemacht, und bis an sein Lebensende es verstanden, mit erstaunlicher Leichtigkeit geschwind das Porträt eines Freundes, oder eine ganze Gesellschaft von bekannten Leuten, alle genau porträtirt, auf's Papier zu zeichnen. Ein Künstler ist er auch geworden, das ist keine Frage, aber auf einem andern Gebiet, als dem der Farben und Steine. Einige weitere Züge aus seiner Kindheit sollen uns deshalb demjenigen näher führen, was später das eigentliche Werk seines Lebens geworden ist.

Jeder Knabe macht gelegentlich einmal eine Periode des Sammeleifers durch. Bei dem Einen dauert der Eifer länger, beim Andern kürzer; bei dem Einen äußert er sich so, beim Andern anders, aber gepackt wird wohl fast Jeder einmal davon. Schon das drei- und vierjährige Männlein, das kaum erst seine ersten Hosen anhat mit ordentlichen Taschen drin, bringt doch in denselben schon alles Mögliche und Unmögliche unter, was ihm unterwegs in den Weg kommt: ein Stück Brod, ein Stück Kamm, ein Kieselstein, ein abgelegter Bleisoldat, ein Knopf, ein Stück Glas, ein kleines Bild, gehörig verrunzelt, ein Endchen Garn oder Faden, eine Schnur, vollends ein abgeschätzter Kupferkreuzer — das sind lauter Schätze, welche in der Hosentasche

eines solchen kleinen Mannes friedlich beisammen wohnen, und wehe dem, der ihm etwas davon als unnütz in Abgang dekretiren wollte! Später kommt dann in das Sammeln mehr System und Regel; der legt sich auf Käfer, jener auf Schmetterlinge, ein dritter auf Wappen, und in neuerer und neuester Zeit sind ganz besonders die Briefmarken-Sammlungen in Aufnahme gekommen. Das hat's nun zwar in Barths Knabenzeit noch nicht gegeben, aus dem einfachen Grund, weil's noch keine Briefmarken gab. Aber Wappen wurden damals schon sehr ernstlich gesammelt und dabei namentlich auf fürstliche, kaiserliche und königliche großer Werth gelegt. Wer mit seiner Wappensammlung etwas gelten wollte, der mußte auf der ersten Seite seines Wappenbüchleins mindestens Ein königliches aufweisen, und zwar vom größten Format, wo möglich so groß wie eine mäßige Kaffeetasse. Manchmal hieß es auch: „Hat er keins, so macht er eins.“ Barths Sinn stand schon lange nach einem türkischen Wappen, ohne daß das Sehnen seines Herzens gestillt worden wäre. Da fand er unter einer in Kupfer gestochenen Wappensammlung seines Vaters auch eine Abbildung des türkischen Wappens, bestehend aus einem Halbmond in rothem Feld mit zwei Roßschweifen. Sofort ging er daran, dieses Wappen in Kreide zu graviren, und brachte die Sache auch glücklich zu Stande. Er machte davon nicht blos einen Abdruck für seine eigene Sammlung, sondern noch eine Reihe anderer Abdrücke dazu, die er dann als Tauschartikel benützte, um dagegen andere Wappen, die

ihm noch fehlten, von seinen Kameraden einzuhandeln. Einmal aber trieb den jungen Christian Barth sein Sammeleifer bis dahin, wo es hieß: „Hat er keins, so nimmt er eins.“ Er war eben im Laden eines Juweliers, als ein Edelfräulein hereintrat mit einem Brief von der Herzogin von Dessau in der Hand, wegen dessen sie den Juwelier um Rath fragen wollte. Der Mann nahm den Brief aus dem Couvert und ging mit dem Fräulein aus dem Laden. „Nun,“ erzählt Barth weiter, „war ich allein im Zimmer und das leere Couvert lag auf dem Tisch. Ich, dessen Gedanken damals auf nichts als auf Wappen gingen, betrachtete gleich das herzogliche Siegel und dachte: Für das Fräulein hat nur der Brief einen Werth, das Siegel nicht; ich aber habe noch kein Siegel von Dessau, und dieses stünde mir wohl an. Mit aller Unbefangenheit nahm ich daher eine Scheere und schnitt das Siegel ab. Doch klopfte mir nachher das Herz wie dem David, als er dem König Saul seinen Rockzipfel abgeschnitten hatte.“ Der Juwelier kam bald darauf zurück, und machte große Augen und scharfe Worte, als er den Defekt bemerkte. Doch durfte Barth sein Wappen behalten.

Es blieb aber nicht beim Sammeln von Wappen; auch andere Curiositäten freuten ihn, wo er ihrer habhaft werden konnte. Die Grundlage seiner Curiositätensammlung bildete ein Pfeifenraumer, oder wie man in Schwaben sagt, „Pfeifenstierer“, der die Form eines Schwertes hatte. Später kam dazu eine Sammlung von Spazierstöcken. Da

war einer aus Rosenholz, den der Knabe mit rosenrother Oelfarbe anstrich. Ein anderer aus anderem Holz wurde mit blauer Oelfarbe bemalt. Diesen ließ er einmal im Schloßgarten unter einer Bank liegen, auf welcher er Tacitus Germania gelesen hatte, und fand ihn nicht wieder. Auf einem dritten waren chinesische Figuren eingravirt; ein vierter war von knorrigem Epheuholz; an einem fünften, einem Ziegenhainer, brachte er oben ein kleines Fernglas an.

Er selber hat damals noch keinen Gedanken daran gehabt, wie reichlich seine Sammellust später noch befriedigt werden sollte, als sein Verkehr mit den Missionsländern und Missionsleuten ihm Merkwürdigkeiten aus allen Welttheilen zuführte, so daß daraus eine wahrhaft großartige Sammlung entstand. Aber merkwürdig ist, wie dasjenige, was in späteren Jahren ein hervorragendes Interesse des Mannes bildete, schon in der Thätigkeit des Knaben seinen ersten Ausdruck fand.

Fast noch merkwürdiger aber ist, wie der Mann, der später einer der bedeutendsten und beliebtesten Erzähler für die Jugend geworden ist, schon in seiner Knabenzeit das Geschichtenerzählen getrieben hat. Wie es zuging, daß schon seine Schulkameraden ihn als den geborenen Erzähler betrachteten, dessen erinnerte er sich später selbst nicht mehr; genug, seine Schulgenossen beuteten ihn in dieser Hinsicht gehörig aus, und da sein Vorrath an wirklichen Geschichten bald auf die Neige ging, seine Kameraden aber als rechte Plagegeister immer mehr verlangten, so ließ er seiner Phan-

tasie die Zügel schießen und — hat er keins, so macht er eins, hieß es jetzt wieder, wie oben bei den Wappen. Gewöhnlich waren es Rittergeschichten, Eroberungen fester Städte und Burgen und andere abenteuerliche Begebenheiten, welche die Aufmerksamkeit spannen konnten. Von was sie handelten, wußte Barth später selbst nicht mehr. „Sie hatten in der Regel den bekannten Anfang: es war einmal —, und die meisten der folgenden Sätze hoben mit „Jetzt" an. Das ist alles, was ich noch davon weiß."

Damit nicht genug, hat der junge Christian Barth schon in seinem zehnten Lebensjahre ein Büchlein herausgegeben. Zwar nicht im Druck, sondern er schrieb alle Exemplare selbst, wie weiland vor der Erfindung der Buchdruckerkunst die Mönche in ihren Zellen, aber doch mit Titel und Vorwort und allem, was zu einem Buch gehört. Der Titel lautete: „Eine Aufmunterung für die Seele. Herausgegeben von — —. Erste Auflage. Verkaufspreis 1 Groschen." Es standen in diesem Büchlein die kurzen Lebensbeschreibungen der Patriarchen bis auf Mose, und bei den wichtigsten Geschichten stand ein Bild, mit der Feder gezeichnet. Von dieser kleinen biblischen Geschichte, die nur wenige Blätter enthielt, schrieb er zwanzig Exemplare und zeichnete in jedes die Bilder hinein. Die meisten verschenkte er an Mitschüler. Barth selbst nannte später das Ganze einen „seltsamen Einfall", aber wer möchte verkennen, daß wir hier im Spiel des Knaben gleichsam voraus dargestellt sehen, was später der Mann in der Herausgabe seiner

„zweimal zweiundfünfzig biblischen Geschichten“ leistete, die eine so beispiellose Verbreitung gefunden haben?

Wenn aber Barth in seiner Knabenzeit so mancherlei Liebhabereien trieb — wie sah's denn dann bei ihm mit dem Lernen aus? Vielleicht hat schon mancher junge Leser, dem das Bisherige einleuchtet, bei sich selbst gedacht: ja, so möcht' ich's auch haben, meine Liebhabereien treiben, zeichnen, malen, sammeln, musiciren, umherstreifen, aber so gut hab' ich's nicht, bei mir steht allemal wieder die Schule da mit ihren Aufgaben, Sorgen und Nöthen, und läßt mich meines Lebens nicht froh werden. — Nur gemach, lieber Freund! Der junge Barth hat die Aufgaben und Nöthen der Schulzeit reichlich kennen gelernt, aber darin nach Kräften seine Schuldigkeit gethan und seinen Liebhabereien erst dann gelebt, wenn die Aufgaben für die Schule fertig waren. Den ersten Schulunterricht genoß er bis zu seinem zehnten Lebensjahre bei seinem Taufpathen, dem würdigen Schullehrer Gundert, dem es ein Anliegen war, daß die ihm anvertraute Jugend nicht blos durch die Welt, sondern auch in den Himmel kommen möchte. Sein Pathenkind behandelte er ohne jegliche Parteilichkeit; eher sah er ihm noch weniger durch die Finger, als einem andern Knaben. Mit dem Auswendiglernen hat der junge Barth, wie es scheint, von jeher viel ausgestanden, und noch in seinen alten Tagen erzählt er im Rückblick auf seine damaligen Nöthen: „Mein Gedächtniß ist von jeher ein Bohnensieb gewesen, und die Löcher sind unterdessen immer größer geworden. So

oft nun der Freitag kam, wo wir die auswendig gelernten Lieder hersagen sollten, wußte ich mein Schicksal vorher: ich blieb allemal im Nest, ob ich gleich aufs Lernen so viel Zeit verwendet hatte wie Andere, ja noch mehr. Der Schulmeister, der noch dazu mein Pathe war, warf mir dann, wenn's bei jedem Vers haperte, das Buch auf die Tafel, und ich mußte eine Stunde länger in der Schule bleiben; oder er kommandirte mich von 11—12 Uhr ins Ofenloch, wo ich freilich nichts lernen konnte, denn da war's finster wie in einem Weinfaß, wenn der Spunden zu ist. Anlehnen konnte ich mich nicht, denn sonst hätte ich ein schwarzes Andenken mit nach Hause gebracht, welches freilich mein strenger Vater bald ausgeklopft haben würde."

Wenn es aber im Memoriren jezuweilen „haperte," so muß es in andern Dingen um so besser vorwärts gegangen sein. Barth nahm in seiner Schule den zweiten Platz ein, und wäre wohl auch auf den ersten vorgerückt, wenn es sein Pathe gestattet hätte. Der aber hielt ihn unerbittlich auf Numero Zwei fest, um nicht parteiisch zu erscheinen, und Barth fügte sich mit größter Bereitwilligkeit darein, ja er zweifelte gar nicht, daß derjenige, welcher über ihm saß, des ersten Platzes würdiger war, als er.

Sicher war es ganz gesund für ihn, wenn er ein wenig drunten gehalten wurde. Denn wenn er diese ernste Zucht in Schule und Haus nicht gehabt hätte, wenn nicht die ganze Luft, die er im christlichen Elternhaus einathmete, zugleich eine innerliche Geisteszucht für ihn gewesen wäre

und ihn vor gefährlichen jugendlichen Ausschreitungen bewahrt hätte — wer weiß, wohin der Knabe gerathen wäre mit seinem aufgeweckten Temperament, seiner lebhaften Phantasie, seinem beweglichen Geist, seinem Bedürfniß, immer etwas umzutreiben, mit seinem frühreifen Wesen, seinem offenen Auge, seiner außerordentlichen Auffassungs- und Darstellungsgabe, wie uns dieß bisher an ihm entgegengetreten ist? Alle diese Eigenschaften konnten ein Segen werden für ihn und für Andere, wenn sie in den Dienst des Reiches Gottes gezogen und durch den göttlichen Geist geheiligt wurden; sie konnten aber auch eine Versuchung und ein Fallstrick für ihn werden, wenn sie sich selbst überlassen blieben und ein verkehrter Geist sich ihrer bemächtigte. Darum war es von so großer Wichtigkeit für ihn, daß er unter lauter ernsten, entschiedenen Christenleuten aufwuchs und schon durch seine Geburt in jene Stuttgarter Kreise hinein verpflanzt war, wie wir sie am Anfang dieses Kapitels geschildert haben.

Als er erst elf Jahre alt war, starb sein Vater, der schon längere Zeit gekränkelt hatte, und die Wittwe stand nun mit ihren drei Kindern — sie hatte außer Christian, ihrem Erstgebornen, noch einen Sohn, Gottlob, und eine Tochter, Beate — allein in der Welt. Und doch war sie nicht ganz allein. Denn für's Erste kannte sie Den, der der Wittwen Stütze und der Waisen Vater ist, und hielt sich an Ihn mit der ganzen Macht ihres Glaubens. Für's Andere hatte sie in Stuttgart doch gar manche Freunde und

Bekannte, die sich ihrer annahmen und ihr mit Rath und That beisprangen, wo es nöthig war. Namentlich an ihrem Bruder, dem Hofküfer Engelmann in der Königsstraße, oder wie man damals noch sagte, „auf dem großen Graben," und an dessen Frau hatte sie einen kräftigen Beistand. Der treffliche Charakter der letzteren ist schon damit sattsam bezeichnet, daß ihr Mann ihr das Zeugniß gab, er habe sie in 36 Jahren kein einzigesmal zornig gesehen; die Erziehung der Kinder habe sie ihm ganz abgenommen, und ihn noch überdieß in seinen weitläufigen Amtsgeschäften männlich unterstützt. Indem Barth in dem Haus dieser Verwandten freien Aus- und Eingang hatte und sehr viel dort verkehrte, war er auch nach seines Vaters Tod fortwährend in der rechten Luft und in guten Händen.

Um diese Zeit entschied sich auch die Wahl seines Berufs: er sollte Theologie studiren, und sagte von Herzen Ja dazu. Demgemäß rückte er nun aus der deutschen Schule ins Stuttgarter Gymnasium vor. Da seine Altersgenossen schon ein Jahr vor ihm in die Anstalt eingetreten waren, so hatte er genug zu thun, um sie im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen noch einzuholen. Aber durch freundliche Nachhilfe seiner Lehrer und energisches Arbeiten seinerseits brachte er es fertig und erging sich nun mit Lust in den lichten, klaren Gefilden des klassischen Alterthums, ohne doch über Rom und Athen Jerusalem, über dem Capitol den Berg Zion, über der griechischen Schönheit den Allerverachtetsten, der keine Gestalt noch Schöne hatte, und über der

römischen Kraft die göttliche Schwachheit und Thorheit des Evangeliums zu vergessen. Wenn wir oben hörten, daß er einen seiner Spazierstöcke unter einer Bank im Schloßgarten liegen ließ, auf welcher er Tacitus' Germania gelesen hatte, so ist das ein Beweis, wie mächtig ihn dieser Römer mit seiner ernsten, markigen, gedrungenen Sprache fesselte. Auch die alte Geschichte übte ihren besonderen Zauber auf ihn aus. Im Hof seines väterlichen Hauses waren Lager von Brettern hoch aufgeschichtet und nur ein enger Durchgang dazwischen gelassen. Hier war es nun, wo er in seinen ersten Gymnasistenjahren sich gerne mit ein paar Kameraden als Leonidas im Engpaß aufstellte, während ein anderer größerer Haufe Persermäßig daherstürmte, um mit kaltem Blut und kühner Todesverachtung zurückgeschlagen zu werden. Daß man sich auch für Hannibal begeisterte und seine Kämpfe gegen die Römer in ähnlicher Weise darstellte, verstand sich von selbst. Welcher Lateiner hätte nicht auch einmal für Hamilkars Sohn geschwärmt, den Römern die Schläge von Cannä herzlich gegönnt und sich an ihrem Wehegeschrei: „Hannibal ante portas!“ geweidet?

Aber auch die Ereignisse der Gegenwart lebte unser Gymnasist von ganzer Seele mit. Es war ja auch der Mühe werth, sie mitzuleben, diese Zeit der Freiheitskriege, der Abschüttelung der Fremdherrschaft im deutschen Land. Freilich lag Württemberg noch geraume Zeit in den Fesseln Frankreichs, als der Freiheitssturm schon den ganzen Norden Deutschlands siegend durchbrauste. Aber als einmal in der

Leipziger Völkerschlacht die ersten württembergischen Regimenter zu den Verbündeten übergegangen waren, und bald darauf König Friedrich sich dem Bündniß gegen Napoleon anschloß, da war auch Württemberg wieder für die deutsche Sache gewonnen. Als dann nach dem ersten Pariser Frieden der Kronprinz Wilhelm von Württemberg als siegreicher Heerführer aus Frankreich zurückkehrte, da war Barth Zeuge davon, wie die Stuttgarter Weingärtnerssöhne am Königsthor die Pferde vom Wagen des Kronprinzen spannten, sich selbst davor stellten und den geliebten Helden bis zum Schlosse zogen. Und als im Jahr 1815 Napoleon von Elba zurückkehrte, um noch einmal die Entscheidung durch's Schwert zu versuchen, und nun die Deutschen abermals in Frankreich einrückten, da besang Barth in einem schwungvollen Gedicht den blutigen Kampf, dessen Preis die deutsche Freiheit war.

Mit einer Abschiedsrede über Philipp Melanchthon, gehalten im September 1817 im Gymnasium zu Stuttgart, beschloß Barth seine Lernzeit in dieser Anstalt, und im Oktober desselben Jahres siedelte er als Student der Theologie ins evangelische Stift zu Tübingen über.

2. Der Student in Tübingen.

Wer schon in Tübingen gewesen ist, der weiß auch, wo das ehrwürdige theologische Stift liegt, mit langer Front vier Stockwerke hoch am Ufer des Neckar hin stattlich und

freundlich sich präsentirend, eine alte Heimstätte vielen Ernstes und vielen Unsinns, eine Pflanzstätte mancher Wahrheiten und mancher Irrthümer. Dort liegt, die Fenster dem Neckar zuwendend, hoch oben unterm Dach eine Stube, die heutzutage Zion heißt, damals aber, als Barth ins Stift eintrat, den minder poetischen Namen „Lettenhaus" führte. Dieser Stube wurde Barth bei seinem Eintritt ins Tübinger Stift zugetheilt, und hier hat er von den acht Semestern seines Tübinger Aufenthalts sieben zugebracht. Er hat dort im Lettenhaus mit manchen andern Genossen zusammengewohnt, deren Namen später bekannt geworden, deren Wege freilich auch weit auseinandergegangen sind, hat auch einmal die ganze Stubengesellschaft sauber und treulich porträtirt. Noch heutzutage hängt dieses Bild, schwarz eingerahmt, in Calw in der Schreibstube des dortigen „Verlagsvereins." Das Lettenhaus ist darauf als ein Baum dargestellt, in dessen Zweige, wie man es bei Stammbäumen manchmal sieht, die wohlgetroffenen Porträts der damaligen Bewohner eingetragen sind. Zur Vorsicht steht unter jedem Antlitz noch der Name dessen, dem es gehört, und damit alle Gerechtigkeit erfüllt sei, ist jedesmal auch der studentische Zu- und Uebername, „Schmälzle," „Scholiast," „Landrath," „Gottlob" fein leserlich dazu geschrieben. Blos unter sein eigenes Bild hat Barth außer seinem Namen nichts als sein „fecit" gesetzt; ob er keinen Uebernamen hatte oder blos ihn nicht sagen wollte, ist mir nicht bekannt, thut auch nichts zur Sache. In seinem letzten

Semester bezog er, um ungestörter arbeiten und seine Zeit mehr nach seinem Geschmack eintheilen zu können, eine Wohnung in der Stadt, von der ein Freund, der ihn damals besuchte, sagt: „Es war eine Studentenstube, in der viele, meist alte Bücher umherstanden: Andreä, Bengel, Rieger zween, sammt Oetinger sind da zu sehn. Neben dem Bücher- und Gelehrtenduft bemerkte man aber auch ein Rüchlein Rauchtubak nebst den Apparaten zur Herstellung dieses edlen Parfüms. Auch eine Guitarre zierte diese gemüthliche Studentenstube."

Es hat einmal ein Vater, der einen Sohn in Tübingen hatte, auf die theilnehmende Frage eines Bekannten: „Das Studiren Ihres Herrn Sohnes kostet wohl viel Geld?" seufzend geantwortet: „Das Studiren weniger, aber das Nichtstudiren." Barth aber gehörte nicht zu den Nichtstudenten, sondern zu den Studenten in der That und in der Wahrheit, und zwar gleich im ersten Semester, das sonst auch von fleißigeren Studenten gar gerne dem Nichtsthun und dem Vollgenuß der akademischen Freiheit geopfert wird. Barth hatte von Anfang an viel zu arbeiten, um so mehr, da er neben seinen Studien sich auch mit Ertheilen von Privatunterricht beschäftigte, um seiner Mutter nicht allzuviele Kosten zu verursachen. Denn obwohl er als Stiftler sein Mittag- und Abendessen, sowie seine Wohnung frei hatte, so waren doch auch bei eingezogenem Leben der Ausgaben noch manche, die zu machen waren, zumal bei Barth, der zwar wenig für sich, um so mehr aber für An-

dere brauchte. Da im Stift kein Frühstück gegeben wird, Barths Mutter aber haben wollte, daß er Morgens etwas esse, so versuchte er es zuerst mit Aepfeln. Weil jedoch diese bald seine Zähne angriffen, so ließ er sich von dem Brod, das er sich am Mittag- und Abendessen absparte, eine Suppe bereiten, bei der er sich ganz vortrefflich befand. Seine Stubengenossen, welche besser bei Mitteln waren, machten sich Kaffee, wie solches der Stiftler noch heutigen Tages zu thun pflegt, und zwar so, daß auch ein sehr verschwenderischer Student bei der Bereitung seines Frühstücks an Einem Ding sehr bedeutend spart, nämlich an der Cichorie, deren Gebrauch beim Stiftskaffee schwer verpönt ist und für gänzlich unstudentisch gilt. Barth beneidete jedoch Keinen um seinen Morgenkaffee; er hielt sich bei seiner Morgensuppe für glücklicher, als alle Kaffeetrinker. War er ja doch von Haus aus an Mäßigkeit und Einfachheit gewöhnt.

Um durch das Ertheilen seiner Privatstunden die eigenen Studien nicht zu verkürzen, begann Barth die Arbeit schon Morgens drei Uhr, wenn das übrige Stift noch in tiefem Schlummer lag. Wie er dann im ersten Jahr seine Zeit eintheilte, soll er uns selber sagen: „Zuerst lese ich zwei Kapitel im französischen Testament, dann zwei Psalmen hebräisch und holländisch, ferner 30—40 Verse aus der Ilias, 10—12 Stanzen aus Tasso's befreitem Jerusalem (italienisch), dann ein Kapitel aus einem englischen Buch, endlich ein Kapitel aus Seneka (wegen meines Auf-

satzes über die Eigenheit seines Stils), einige Briefe aus Cicero und etwas aus meiner spanischen Grammatik." Also, wenn wir auch nur auf's Sprachliche sehen: lateinisch, griechisch, hebräisch, englisch, französich, italienisch, holländisch, spanisch. Warum er aber das Alles trieb? Er hatte wohl selbst keinen bestimmten Zweck dabei, aber dieselbe Beweglichkeit des Geistes, dieselbe Aufgeschlossenheit für alle Gebiete des Lebens und Wissens, die den Knaben in Stuttgart zu allen möglichen Versuchen und Unternehmungen getrieben hatte, trieb ihn auch jetzt im Garten des Wissens von Blume zu Blume, nicht um als Schmetterling blos darauf umherzugaukeln und selbstgefällig der eigenen Schwingen Pracht im Sonnenlicht schillern zu lassen, sondern um als fleißige Biene Honig aus Allem herauszuziehen und sein Geistesleben damit zu bereichern. Und wie gut kam ihm in seinem späteren Leben namentlich der Umstand, daß er von allen neueren Sprachen wenigstens etwas verstand! Arbeit war sein Element, und unter verschiedenen Siegeln und Wappen, die er damals gravirte, war auch eins, das lautete: „odi tranquillitatem!" Unthätigkeit haß ich!

Aber gut war's, daß Leute da waren, welche neben all' diesem Vielerlei besonders auch auf die Befestigung, Läuterung und Vertiefung seines christlichen Charakters hinarbeiteten, denn er war auch als Student noch nicht über die Gefahr hinaus, mit seinen reichen Gaben, seiner lebhaften Phantasie und der großen Mannigfaltigkeit seines Wissens

auf Irrwege zu gerathen, zumal ihn Gott zu alle dem auch noch mit einem sprudelnden Humor ausgestattet hatte, der manchmal seine ganze Umgebung mit fortriß. Ein Blick, ein kurzes Wort von ihm konnte eine wahrhaft zündende Kraft ausüben und Alle in die heiterste Stimmung versetzen. In dieser Beziehung war nun vor allen Dingen der Einfluß seiner Mutter von großer Bedeutung für ihn. Diese einfache, klarsehende, scharfblickende, treubesorgte Frau hat es vortrefflich verstanden, ihn aus dem Weiten und Schrankenlosen, in das er sich hätte verlieren können, zum Einfachen und Nothwendigen, aus dem Aeußern in die Stille des Innern, von gefährlichen Höhen herab in die Tiefen der demüthigen Selbsterkenntniß zu weisen, und das war um so wirksamer, da bei ihr immer auch aus dem ernsten Wort und der scharfen Feder und dem kritischen Auge die herzliche Liebe herausleuchtete. Dazu kam dann der Verkehr mit gereiften, gegründeten Christen, die er auf einer Reise nach Bayern kennen lernte, und die mit ihrer gründlichen Erfahrung und allseitigen Schrifterkenntniß ihm freundlich leitend und berathend zur Seite standen. Und endlich lebte er in Tübingen selbst in einem ernsten, durch christliche Gesinnung zusammengehaltenen Freundeskreis, dem unter Andern auch Ludwig Hofacker angehörte. Da half Einer dem Andern auf, wo es fehlen wollte, nahm ihn in Zucht, wo eine Gefahr der Ausschreitung war, und so fand auch Barth hier immer wieder sein Correctiv im Verkehr mit den Andern.

Auch in der Nachbarschaft um Tübingen her verstand Barth allerlei Verbindungen anzuknüpfen, und merkwürdige Bekannte und Freunde hat er da manchmal gewonnen. Da war in Stockach bei Dußlingen ein origineller Schulmeister, Namens Klett. Während der großen Theurung des Jahres 1817 war er oft so übel dran, daß auch nicht ein Bissen Brod für ihn und seine Familie vorhanden war. Da kam es vor, daß er eine Schüssel voll Wasser auf den Tisch stellte, eine Handvoll Salz hineinstreute, das Tischgebet drüber sprach und dann die ganze Familie das bloße Wasser mit den Löffeln herausaß. Gott aber segnete das Geringe und Wenige so, daß der Schulmeister versicherte, sie seien allemal satt geworden. Nun, von diesem Mann hörte der Studiosus Barth, und sofort war sein Entschluß gefaßt. In aller Stille setzte er sich hinter sein Schreibpult auf dem Lettenhaus und zeichnete das Bild des Schulmeisters, wie er leibte und lebte. Dann wurde es lithographirt und kolorirt, Stück für Stück um einen Sechser verkauft, und fand so guten Absatz, daß dem Original eine ganz ordentliche Summe als Beitrag in seine Haushaltung geliefert werden konnte. Der drollige Mann blieb fortan in Verbindung mit dem Freundeskreis, in welchem Barth lebte, und als einer der Studenten ihn „Prälat von Bethlehem" titulirte, wurde dieser Name fortan beibehalten. Er hat auch in späteren Jahren manchen Besuch bei Barth gemacht, und dieser hat, auch als der Prälat von Bethlehem schon längst nicht mehr unter den Lebenden war, noch manche komische

Aeußerung von ihm im Mund geführt und allerlei Anekdoten von ihm zu erzählen gewußt.

Die Predigten, welche Barth in seiner Studentenzeit theils in Tübingen, theils auswärts hielt, machten immer einen ganz besonderen Eindruck. Sie waren voll Geist und Leben und bewegten sich, wie der ganze Barth, nicht in den hergebrachten Formen und Geleisen, sondern hatten in Gedanken und Form etwas Originelles, Außergewöhnliches. Wenn er in einem Dorf in der Nähe Tübingens predigte, so konnten die Bauern nachher zu ihrem Pfarrer sagen: „Der darf kommen und predigen, so oft er will.“ Als ächter Volksmann verstand er es meisterhaft, für's Volk zu predigen und sich dem gemeinen Mann verständlich zu machen. Er war auch als Student ein ganzer Schwabe, und deshalb ging's ihm nicht wie vor einigen Jahren jenem Studenten aus Norddeutschland, der in der Nähe von Tübingen predigte, und zwar mit viel Eifer und großer Beredtsamkeit. „Wo ist denn der her?“ fragte am andern Tag ein Bauer den Ortspfarrer. „Der ist weit von hier zu Haus, dahinten im Pommerland,“ war die Antwort. „So!“ erwiederte der Bauer, „i han mer's doch glei denkt, des könn' kei Deutscher sei, sust hätt' er net so ausländisch prediget, daß mer kei Wort verstande hätt'.“

Nun, wie gesagt, den Magister Barth verstand der Bauersmann, und deßwegen war eine Gemeinde in der Nähe von Tübingen so entzückt von seinen Predigten, daß sie ihn durchaus zum Vikar haben wollte, ja sogar eine

Bitte an's Consistorium zu richten beschloß, daß man ihr den Magister Barth als Pfarrer gebe. Diese Voreiligkeit hat aber Barth selbst ihnen auf's ernstlichste verwiesen.

Im letzten Jahre seines Tübinger Aufenthalts hatte Barth auch in der Schloßkirche zu Tübingen seine amtlichen Candidatenpredigten von Stiftswegen zu halten. Aber wie ganz anders war's an den Sonntagen, da er die Predigt hatte, im Vergleich zu sonst! Sonst pflegte sich bei den Candidatenpredigten in der Schloßkirche blos der das Ganze leitende Professor mit einem Repetenten einzufinden, und daneben eine Schaar Studenten aus dem Stift und aus der Stadt, weniger um sich zu erbauen, als vielmehr um sich an der Verlegenheit des predigenden Candidaten zu weiden, etwaige Fehler oder gar Böcke mit Genuß zu registriren, und das Ganze unbarmherzig zu kritisiren. Wenn's hoch kam, so fanden sich vielleicht außerdem noch etliche Männlein und Weiblein aus der Stadt ein, welche für den Candidaten aus irgend welchen Gründen ein besonderes Interesse hatten. Wenn aber der Magister Barth in der Schloßkirche predigte, da war die Sache anders. Da zogen nicht blos Tübinger Bürgersleute in Schaaren den Schloßberg hinan, sondern auch von den umliegenden Ortschaften kamen Zuhörer herbei, die enge Kirche wurde zum Erdrücken voll, für Professor, Repetenten und Studenten gab's kaum noch die nöthigen Plätze, und mancher von Barths Freunden stand in solchen Predigten dicht eingepreßt zwischen Bauern und Bäuerinnen, Knechten und Mägden. So bedeutend

war die Anziehungskraft, welche seine Predigten schon damals ausübten.

Noch größeres Aufsehen erregte er aber durch einige schriftstellerische Arbeiten in seiner Studentenzeit. Es ging damals eine starke Gährung und Bewegung durch viele Christenherzen in Württemberg. Der Grund davon lag theils in den allgemeinen Zeitverhältnissen, die durch die schreckliche Theurung des Jahres 1817 noch besonders ernst gestaltet wurden, theils in der besondern Lage der Kirche Württembergs. Der Rationalismus streckte eben damals seine Hand nach der Alleinherrschaft in Württemberg aus. Noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts war ein Gesangbuch eingeführt worden, das an Stelle der alten guten Kernlieder der evangelischen Kirche die seichten und läpperigen Reimereien des damaligen Rationalismus setzte. Da fing ein Lied an: „Des Leibes warten und ihn pflegen, das ist, o Vater, meine Pflicht;" ein anderes: „Ich sterb' im Tode nicht, mich überzeugen Gründe" (nach der Melodie: Nun danket alle Gott). Es war darin viel die Rede von der Natur und dem Morgenroth, den Blumen und Thautropfen und von dem edlen Streben nach Tugend, aber blutwenig von der freien Gnade Gottes in Christo und dem lebendigen Glauben an ihn. Die alten guten Lieder waren entweder ganz ausgethan, oder so jämmerlich verwässert und verstümmelt, daß sie kaum mehr zu kennen waren. Dieses Gesangbuch sollte nun bei den sonntäglichen Gottesdiensten benützt werden, so daß unsern guten altgläubigen Württem-

bergern wahrhaft ein Schwert durch die Seele gieng. Dazu kam dann eine Liturgie für Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen, die sich diesem Gesangbuch würdig an die Seite stellte und den Menschen in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens mit allgemeinen Redensarten abspeiste, anstatt ihm aus der Fülle evangelischer Wahrheit darzureichen, was das Herz bedurfte.

Da man zugleich häufig anfing, diejenigen zu bedrücken, welche sich diesen Neuerungen nicht fügen wollten, so erkannten gar viele ernste Christen darin ein untrügliches Zeichen des letzten antichristlichen Abfalls, gaben Württemberg mit seiner Landeskirche auf und wanderten aus, die Meisten nach Rußland, wo der fromme und geistvolle Kaiser Alexander I. ihnen eine Stätte bereitete. Viele nahmen geradezu an, daß Rußland der „verborgene Ort“ sei, an welchem Christus einen Theil seiner Gemeinde während der antichristlichen Verfolgung bergen werde. Zwar nicht Alle waren damit einverstanden. Ein angesehener Mann aus den christlichen Kreisen Stuttgarts sagte damals einem Freund, der immer wieder von der Auswanderung nach „Ruusland“ redete: „O du mit dei'm Ruusland! wart', bis der „Ruus“ einmal kommt und schlägt dir den Buckel recht voll!“ Aber doch wurde diese Auswanderung allmählich zu einer ernsten Lebensfrage für die württembergische Landeskirche, denn was sollte aus ihr werden, wenn gerade ihre lebendigsten Mitglieder an ihr verzweifelten?

Da trat der Bürgermeister Hoffmann von Leonberg vor

den gerechten und gottesfürchtigen König Wilhelm mit einer Eingabe, welche von 1700 Familien unterstützt wurde, und worin um die Erlaubniß gebeten war, eigene, vom Consistorium unabhängige Gemeinden gründen zu dürfen. Dadurch, wurde gesagt, könnte am gründlichsten der Auswanderung gesteuert werden. Der König nahm die Eingabe sehr freundlich auf, lächelte zwar, als Hoffmann von der Nähe des Antichrists sprach, und sagte zu ihm: „Warten Sie, bis er vollends da ist, dann gehe ich auch mit Ihnen," hielt aber doch zu große Stücke auf seine „Pietisten", als daß er ihnen nicht das Bleiben im Land nach Kräften ermöglicht hätte. So wurde denn die Erlaubniß zur Gründung eigener, in kirchlicher Hinsicht selbstständiger Gemeinden ertheilt und dadurch der Anstoß zur Entstehung der Gemeinde Kornthal gegeben.

Es gab aber Viele, welche dazu den Kopf schüttelten und sprachen: „Wo will das hinaus? das sieht einer Sektenbildung so ähnlich wie ein Ei dem andern, und unsere Landeskirche wird den Schaden davon haben." Daran knüpften sich dann allerlei ungünstige Urtheile über diejenigen, welche überhaupt mit Gesangbuch, Liturgie und Kirchenregiment unzufrieden waren, und die man Summa Summarum „Pietisten" nannte. Da unternahm es nun der Studiosus der Theologie Barth, eine Ehrenrettung dieser Leute, unter denen er aufgewachsen war und mit denen er sich im Innersten Eins wußte, zu versuchen, und gab eine Schrift heraus, in deren Titel „Hoffmännische Tropfen

gegen die Glaubensohnmacht“ er zugleich auf witzige Art den Namen des Gründers von Kornthal benützte. Das Aufsehen, das diese Schrift erregte, war von Anfang an groß, noch ehe man den Verfasser wußte; es wurde aber noch größer, als man hörte, daß sie das Werk eines jungen Studenten in Tübingen sei. Viele freuten sich des David, der dem Goliath so kräftig zu Leibe gieng; Viele schüttelten aber auch den Kopf und meinten, da habe ihm einmal wieder sein lebhaftes Temperament einen Streich gespielt. Zu den letzteren gehörte auch seine Mutter, so sehr sie andrerseits im Stillen ihre Freude daran hatte, daß ihr Sohn so kräftig und muthvoll für diejenigen eintrat, denen sie mit ihm angehörte. Barth selbst hatte jedenfalls das Zeugniß eines guten Gewissens, daß er bei seiner Schriftstellerei nicht seine, sondern allein Gottes Ehre im Auge gehabt habe; er war sich auch bewußt, seine Schrift nicht ohne Leitung des göttlichen Geistes geschrieben zu haben. Das erhielt ihn ruhig inmitten des Staubs, der durch sein Auftreten eine Zeit lang aufgewirbelt wurde. Doch legte sich der Staub auch wieder und die Sache gieng ohne unangenehme Folgen für ihn vorüber.

Ueberdies kam bald das Ende seiner Tübinger Studienzeit, und das praktische Amt, in das er nun eintrat, brachte Aufgaben mit sich, welche seinen arbeitshungrigen und thatendurstigen Geist vollauf beschäftigten.

3. Wanderjahre im engeren und weiteren Vaterland.

Das Leben des württembergischen Theologen ist zunächst nach der Universitätszeit gewöhnlich ein unstätes und flüchtiges, auch wenn er keinerlei Cainsschuld auf dem Gewissen hat als etwa die, daß er hinter seinem Stiftspult manchen Philosophen und Theologen aus alter und neuer Zeit abgeschlachtet, ja ihm das Recht zur Existenz abgesprochen hat. Zuerst als simpler Vikar, dann auf der etwas höheren Stufe eines Pfarrverwesers wird er gesandt bald hierhin bald dorthin, vom Unterland in den Schwarzwald, vom Schwarzwald ins Ries und vom Ries ins Zabergäu, und darf nicht Nein sagen, sondern wenn das Consistorium zu ihm spricht: „geh hin!" so geht er, oder „komm her!" so kommt er.

Das hat auch Barth in seinem Theil erlebt. Zuerst fand er eine Stätte seiner Wirksamkeit in Neckarweihingen, einem Dorf am Neckar unweit Ludwigsburg. Wir haben über seinen Aufenthalt daselbst keine ausführlichen Nachrichten, er sagte aber später selbst darüber: „das schwere Gewicht des Amts wurde mir immer mehr aufgedeckt, und ich fühlte mich getrieben, Einen aufzusuchen, der mir tragen helfe. Auf Golgatha habe ich ihn gefunden. Der Aufenthalt in Neckarweihingen war wenigstens für mein Herz gesegnet." Daß auch die Gemeinde durch ihn gesegnet

wurde, ist gewiß. Die Kirche füllte sich so sehr, daß man daran denken mußte, mehr Platz zu schaffen, Bibelstunden, die er die Woche über hielt, fanden ebenfalls ungewöhnlichen Anklang, und als er dann die erste Missionsstunde in dieser Gemeinde hielt, da zeigten die Leute auch hiefür viel guten Willen und Eifer. Mit manchen Familien der Gemeinde ist Barth bis an sein Lebensende in freundschaftlichem Verkehr gestanden, und das ist der beste Beweis dafür, daß seine Wirksamkeit daselbst nicht bloß in die Breite, sondern auch in die Tiefe gegangen ist. Insofern war es fast schade, daß er schon nach einem Vierteljahr, im Februar 1822, von Neckarweihingen weg als Pfarrverweser nach Dornhan auf dem Schwarzwald gerufen wurde. Der Schwarzwald hat ihn von dort an Zeitlebens festgehalten, kürzere oder längere Reisen abgerechnet. Ungemein rasch gewann er auch in Dornhan die Liebe und das Vertrauen der Leute, es war als eroberte er die Herzen im Sturm. Das zeigte sich sogleich am Kirchenbesuch. Zwar die erste Predigt war ein völliges Räthsel für die Leute, so neu war ihnen ein aus der Tiefe geschöpftes Zeugniß vom Evangelium. Sie hörten, stutzten, staunten, aber wußten nicht gleich was damit anfangen. Sie hatten nur das allgemeine Gefühl von etwas Gewaltigem, Geistesmächtigem, das ihnen hier entgegentrat. Bald ging aber Vielen das Verständniß auf, und auch wo dies nicht der Fall war, wirkte doch die Persönlichkeit mit ihrer jugendlichen Frische und Liebenswürdigkeit, gepaart mit Ernst und männlicher Reife,

mächtig anziehend. Die Kirche war sowohl Vormittags als Nachmittags so voll, als sie nur sein konnte, Niemand wollte zu Hause bleiben, auch Leute, welche sonst bloß ein paarmal des Jahrs erschienen, wurden jetzt regelmäßige Besucher und versäumten selbst die Wochengottesdienste nicht.

Aber nicht bloß von der Kanzel aus wollte Barth wirken. Er sammelte um sich einen Kreis von Männern, welche tiefer in die Heilserkenntniß und das Heilsleben eingeführt werden wollten, andere Zuhörer und Zuhörerinnen fanden sich dazu, und so entstand eine Bibel- und Erbauungsstunde, welche auf seinem Zimmer gehalten wurde und den Leuten fast noch lieber war als der Predigtgottesdienst. Daneben pflegte er mit einem vertrauteren Häuflein von Männern auch sonstige gesellige Unterhaltung, und gar häufig fanden sie sich bei ihm zu gemüthlicher Abendgesellschaft ein, auch wenn gerade keine Erbauungsstunde war. Da hieng an einer Wand seines Zimmers ein ganzes Regiment langer kölnischer Pfeifen, und wenn die Männer kamen, so wurde für jeden eine solche herabgeholt, die er sich dann stopfte und in gemüthlicher Unterhaltung rauchte. Bestand dieses Tabakskollegium nicht aus so erlauchten Männern wie dasjenige, das der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Friedrichs des Großen Vater, eingerichtet hatte, so waren doch die Theilnehmer gewiß nicht weniger vergnügt und befriedigt, und der das Ganze leitete, hatte keine fürstlichen Launen, sondern war immer gleich freundlich und liebenswürdig, voll Witz und Humor.

Daß das damalige Landesgesangbuch an guten Liedern nicht reich war, und die besten gar nicht oder in verwässerter Gestalt darin waren, wurde schon einmal erwähnt. Da hat nun Barth einmal das Lied „Himmelan, nur himmelan“ in origineller Weise unter die Leute gebracht. Jetzt ist dieses Lied fast jedem Schulkind in Württemberg bekannt, damals aber, als Barth eine Predigt in Dornhan mit dem Vorsagen des ganzen Lieds schloß, war es Jedermann völlig neu, und um so mehr wünschte Jedermann es zu besitzen. Barth versprach es zu besorgen, aber man müsse ihn machen lassen. Tage und Wochen vergiengen, und die guten Dornhaner begriffen nicht, warum ihr Vikar, der doch sonst wahrhaftig nicht zu den Langsamen gehörte, zum Niederschreiben dieses Lieds so endlos lange brauchte. Mahnte oder drängte aber Einer, so hieß es mit geheimnißvollem Lächeln: „Könnt ihr nicht warten?“ Endlich kam die Lösung des Räthsels in Gestalt einer Anzahl von großen runden Schnupftabaksdosen, auf deren jeder das Lied säuberlich und leserlich gedruckt war. Die Dosen wurden in der Gemeinde vertheilt und wer keine bekam, hatte Gelegenheit genug, sich das Lied abzuschreiben.

Daß aber die Freude der Dornhaner an ihrem Vikar keine bloß oberflächliche war, sondern auf dem Beweis des Geistes und der Kraft ruhte, der von ihm ausging, das zeigte sich bald im ganzen Leben der Leute. Das rohe Fluchen, die wüsten Händel hörten auf, die Beamten bekamen allmählig viel weniger zu strafen und zu schlichten.

Der ganze Ton, selbst in den Wirthshäusern, wurde anständiger und es machte den Leuten Freude, einander vom Vikar zu erzählen und ihn um die Wette herauszustreichen. Auch auf den Straßen wurde es stiller und ruhiger, Lärmen und Toben ließ nach, ja es hörte fast ganz auf, und Mancher, der nicht um der Ordnung willen ordentlich werden wollte, wurde es dem Vikar zu lieb. Um so größer war der Schmerz, als nach elfwöchiger Wirksamkeit die Abschiedsstunde herannahte. Die Dornhaner hatten alles gethan, um ihren geliebten Vikar als Pfarrer behalten zu dürfen, und eine Deputation war bis zum König gegangen, trotz Barths Abrathen, der im Voraus wußte, daß es nicht sein konnte. Alle erklärten sich zu allen möglichen Opfern bereit, wenn sie ihn behalten dürften. Der Eine sagte, seinen schönsten Acker gebe er her, der Andere versicherte, auf sein bestes Paar Ochsen komme es ihm nicht an, aber es half alles nichts. Unter viel Weinen und Schluchzen der versammelten Gemeinde reiste Barth im Mai 1822 von Dornhan ab, mit einem stattlichen Gefolge von Wagen und Reitern, die ihm das Geleite gaben; ja der Pflugwirth führte ihn in seinem eigenen Chaischen bis nach Stuttgart.

Dort wurde ihm der Auftrag zu theil, als Pfarrverweser nach Effringen und Schönbronn zu gehen, eine Doppelgemeinde, in der es ihm an Arbeit sicherlich nicht fehlen konnte. Effringen liegt auf einer der Höhen, welche sich zwischen den Städten Calw und Nagold dem Nagoldfluß entlang ziehen, und so ist Barth durch seine Versetzung

von Dornhan nach Effringen dem späteren Hauptschauplatz seiner gesegneten Wirksamkeit, Calw, um ein bedeutendes näher gerückt. Es war aber keine leichte Aufgabe, welche da seiner wartete. Beide Ortschaften waren bisher von benachbarten Geistlichen versehen worden, und Barth war der erste eigene Pfarrer, den die zwei Gemeinden miteinander bekamen. Aber miteinander! das war's eben, da lag die Schwierigkeit, denn nun wollte jede der beiden Gemeinden den Pfarrer möglichst für sich haben, möglichst viele Gottesdienste auf ihrem eigenen Gebiet und in ihrem besonderen Kirchlein; keine wollte der andern die Liebe anthun, sie als bevorrechtete Hauptgemeinde gelten zu lassen, und der Pfarrer hatte das gehörig zu büßen. Nicht bloß gieng alles doppelt, — das hätte Barth bei seiner gewaltigen Arbeitskraft und der Leichtigkeit seines Arbeitens wenig ausgemacht. Sondern das schlimmste war, daß eine Eifersucht zwischen beiden Gemeinden entstand, und wenn die eine meinte, der Pfarrer habe der andern ein bischen mehr Ehre angethan und Recht eingeräumt als ihr, so gabs Verdruß, unzufriedene Gesichter, und was das ärgste war, verschlossene Herzen.

Zwar fehlte es ihm auch hier nicht an Schaaren von Leuten, die von allen Seiten herkamen, um ihn zu hören und mit ihm bekannt zu werden. Gleich seine erste Predigt in Effringen war nicht bloß von den Ortsangehörigen, sondern von der ganzen Umgegend her stark besucht, da man schon im Voraus viel zu seinem Lob gehört hatte und etwas

Außerordentliches von ihm erwartete. Dieser Zulauf steigerte sich von Sonntag zu Sonntag, vom ganzen „Wald" her strömten die Leute am Sonntag Morgen nach Effringen und Schönbronn zur Kirche, sogar von der Pforzheimer Gegend her kamen Manche, um den Sonntag in seiner Nähe zu verbringen. Da gab's Arbeit genug, um allen etwas zu bieten, und an einem Montag schrieb er seiner Mutter: „Gestern hatte ich viel zu thun. Zwei Predigten, Communion in Schönbronn mit 150 Personen, Kinderlehre, Missionsstunde, und Abends waren schon wieder 50 Personen in meinem Stüblein, die noch mehr wollten." Daneben fand Barth viel Aufmunterung und Stärkung im Verkehr mit Freunden, die er auch in dieser Gegend gewann. Er hatte ein besonderes Geschick, seine geistigen Fühlfäden nach allen Seiten hinauszustrecken und das was ihm zusagte, herauszufinden und anzuziehen. So hat er damals von seiner Effringer Höhe aus ins Nagold- Enz- und Neckarthal, ja sogar bis an den Rhein und in die Schweiz Verbindungen angeknüpft, welche durchs ganze Leben gedauert haben.

Aber doch lag es ihm manchmal schwer auf der Seele, daß in Folge der Eifersüchteleien zwischen seinen beiden Gemeinden das Evangelium im Ganzen und Großen nicht so viel Frucht schaffen konnte, wie er gewünscht hätte. Denn die Frucht der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden denen die den Frieden halten. Wo aber Neid und Zank ist, da wird gar leicht Gebet und Gottes Wort ver-

hindert und lahm gelegt. Namentlich in Effringen, wo er seinen Sitz hatte, war die Stimmung keine gute, während in Schönbronn und der weiteren Umgegend sich viel Empfänglichkeit zeigte. Es zog ihm das Herz zusammen, als er sehen mußte, wie sich gerade in der Hauptgemeinde manche Herzen vor ihm zuschloßen, der Vorwurf der Parteilichkeit gegen ihn erhoben und so eine allgemeinere Wirksamkeit fast unmöglich gemacht wurde. Er fragte sich, ob er nicht gehen und es einem Andern überlassen sollte, diese Händel auszufechten, und kam nach anderthalbjähriger Arbeit in der Gemeinde zu der Ueberzeugung, daß sein längeres Bleiben den Meisten nicht mehr zum Segen, sondern zum Gericht dienen würde, während die Empfänglichen allmählich weit genug gekommen seien, um auch ohne ihn ihren Christenweg weiter fortsetzen zu können.

Da es überdies ein alter Wunsch von ihm war, einmal eine längere Reise ins nördliche Deutschland zu machen, den dortigen Christen die Bruderhand zu reichen, und zu sehen, in welcher Weise sie in ihrem Theil dem Reich Gottes dienten, machte er sich am 20. Mai 1824 anf den Weg, um diesen Plan nunmehr auszuführen.

Seine Mutter fand sich anfangs schwer darein, ihn in die Welt hinaus ziehen zu lassen; weniger aus Besorgniß vor äußeren Gefahren, als in dem Gedanken, das Vielerlei der Reise möchte seinem Geistesleben schaden. Man nahm damals das Reisen überhaupt schwerer als heutzutage. Die einzelnen Gebiete waren mehr gegen einander abgeschlossen;

die Welt, in der man sich bewegte, war nahe beisammen, und so erschien auch das Hinausgehen bedenklicher. Auch äußerlich betrachtet war das Reisen in den Postkutschen eine viel anstrengendere Sache als heutzutag das Reisen mit der Eisenbahn. So schlimm war es freilich nicht mehr wie dreißig Jahre zuvor, da der Postwagen von Stuttgart nach Tübingen bei schlechtem Wetter 10—12 Stunden unterwegs war, ein Postillon auf offener Straße die Pferde abspannte, um einen stecken gebliebenen Heuwagen ins nächste Dorf zu führen, und dann sich von den dankbaren Bauern ein Räuschchen anhängen ließ, während die Passagiere auf der Landstraße im Staub saßen. Es war, als Barth seine Reise antrat, schon mehr Ordnung in den Verkehr gekommen, gute Chausseen wurden gebaut und die steilen Partieen der Landstraße waren nicht mehr durchaus und unbedingt lebensgefährlich. Aber doch waren die Einrichtungen noch immer unvollkommen genug, um den Leuten, ehe sie auf Reisen gingen, ernstliches Besinnen nahe zu legen, ob sie auch haben es hinauszuführen.

Barth war zu sehr daran gewöhnt sich hart zu sein, als daß er die Unbequemlichkeiten des damaligen Reisens so hoch angeschlagen hätte. Den Wandertrieb hatte er von seinem Vater geerbt, und er sehnte sich darnach, auch in christlicher Hinsicht seinen Blick zu erweitern durch persönliches Bekanntwerden mit andern Weisen der Arbeit im Reich Gottes. So zog er durch Bayern, Sachsen, Preußen, Westfalen nach Holland, um dann den Rhein herauf durch

Elsaß und die Schweiz wieder nach Haus zurückzukehren, reich an Erfahrungen und neu gewonnenen Freunden, dankbar für alle innere und äußere Bewahrung, die ihm zu Theil geworden war.

Schlafend, wie Odysseus, der Vielgewanderte, von seinen Irrfahrten und Wanderungen in seine Heimath Ithaka zurückkehrte, fuhr auch Barth in den ersten Dezembertagen des Jahrs 1824 durch das Thor seiner Vaterstadt Stuttgart ein. Als aber der Postwagen, in dem er saß, über das holprige Straßenpflaster rumpelte, da wachte er auf, der Wagen hielt und nach kurzer Frist begrüßte Barth seine Mutter. Je sorglicher sie ihn hatte ziehen lassen, desto größer war ihre Freude, als sie den Erstgebornen wieder bei sich hatte und erkannte, daß die Reise ihm nicht bloß keinen Schaden, sondern wesentliche Förderung, Klärung und Ausreifung seines Geisteslebens gebracht hatte. Acht Tage nach seiner Ankunft erhielt Barth seine Anstellung als Pfarrer in Möttlingen bei Calw. Damit endigten die Wanderjahre, denn wenn er gleich auch später noch gerne gewandert ist, so hatte er doch nun eine feste, dauernde Thätigkeit auf einem bestimmten Posten in der Heimath.

4. Das Möttlinger Pfarrhaus.

Da wo vom Westen her der Schwarzwald und vom Osten das „Gäu" einander die Hand reichen, so innig, daß

man oft nicht weiß, wohin man dieses oder jenes Stück Erde rechnen soll, und erst den Boden aufgraben und das Gestein fragen muß; wo dann gleichzeitig das badische Land einen tiefen und begehrlichen Griff ins Land Württemberg hereinthut, liegt oben auf der Höhe, zum Calwer Oberamt gehörig, das Pfarrdorf Möttlingen, eine Gemeinde von etwa 5—600 Einwohnern. Diese Gemeinde war schon seit dem vorigen Jahrhundert mit Geistlichen gut versorgt. Da wirkte bis zum Jahre 1799 der unvergeßliche, ehrwürdige Pfarrer Machtolf, der seiner Gemeinde nicht bloß im geistlichen Leben treue Handreichung that, sondern auch den Möttlinger Weibern ihren Kaffee, Zucker, Fleisch und Würste, Pfeffer, Salz, Mehl, Kleiderzeug u. dgl. von Calw mitbrachte, so daß er oft vollbehängt und vollbepackt wie ein Botenwagen die Steige, die von Calw nach Möttlingen führte, hinanstieg. Und als in den neunziger Jahren die Soldaten der französischen Republik ihren Weg auch nach Möttlingen fanden und recht sanskulottenmäßig mitlaufen ließen was sie fanden, da hat Machtolf des Herrn Wort: „so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel" aufs gewissenhafteste erfüllt: denn als er einem französischen Offizier versichert hatte, daß wirklich und wahrhaftig nichts Werthvolles mehr im Haus sei, und nun nach dessen Abzug noch einen silbernen Löffel vorfand, da machte sich Machtolf eilends auf und lief dem Feind nach und bat ihn um Entschuldigung, daß er ihn falsch berichtet, aber es sei

gewiß nicht absichtlich geschehen und er möchte doch den Löffel noch mitnehmen. Der Franzose aber fühlte auf seinem Haupt etwas brennen wie feurige Kohlen und nahm nicht bloß den Löffel nicht an, sondern gab auch alles heraus, was er und seine Leute aus dem Möttlinger Pfarrhaus fortgetragen hatten. Als dieser treue Knecht Gottes entschlafen war mit der Versicherung, daß er noch im Himmel um treue Geistliche für Möttlingen beten werde, so wurde diese Bitte erhört, indem Josef Friedrich Groß an seine Stelle kam, zu dem die Leute viele Stunden weit herbeipilgerten, um ihn am Sonntag Vormittag predigen und am Nachmittag Kinderlehre halten zu hören. Nachdem er vierzehn Jahre lang in Möttlingen gearbeitet, und viel Segen gestiftet, wurde er im Jahr 1814 von seinem Meister zur Ruhe gerufen und in dasselbe Grab gelegt, in welchem Machtolfs Gebeine ruhten. Im Jahr 1828 wurde dann Barths Mutter, und 1862 Barth selbst in diesem Grab zur Ruhe bestattet.

Das waren die Männer, welche vor Barth das Möttlinger Pfarrhaus bewohnt hatten. Barths Vater hatte auf seinen Reisen manchmal in Möttlingen Sonntag gemacht, um Groß predigen zu hören — er ahnte damals nicht, daß sein Sohn auch einmal auf dieser Kanzel einer dicht geschaarten Gemeinde das Wort des Lebens verkündigen werde. Es war ein würdiger Nachfolger der beiden würdigen Gottesmänner, der in den ersten Tagen des Jahres 1825 seinen Einzug ins Pfarrhaus hielt. Wie sehr er sich eines Geistes

mit Groß und Machtolf wußte, drückte Barth in seiner sinnigen Weise einmal dadurch aus, daß er einem frommen Mann in Möttlingen, der seinem Ende entgegenging, beim Abschied Grüße an die beiden Männer aufgab.

Freilich fehlte dem Möttlinger Pfarrhaus, als Barth es bewohnte, etwas was man in einem evangelischen Pfarrhaus nächst dem Pfarrherrn als die Hauptsache anzusehen pflegt, ja was in einzelnen Pfarrhäusern fast noch wichtiger ist als der Pfarrherr selbst, nehmlich die Pfarrfrau. Aber einen schönen Ersatz dafür fand Barth darin, daß im Mai des Jahres 1825 seine Mutter ganz zu ihm zog, und bis zu ihrem Tod, der zu Barths großem Schmerz schon im Jahr 1828 erfolgte, bei ihm blieb. Deßwegen äußerte er auch nach ihrem Heimgang: „Mein Haus ist still und öde. Es wäre nicht auszuhalten, wenn man nicht ein Mitgefühl des Friedens hätte, welcher der Leidenden zu Theil geworden ist.“

Die gute Mutter hatte freilich genug zu thun, um die Haushaltung ihres Sohnes gehörig im Gang und in der Ordnung zu erhalten. Zwar Barths eigene Bedürfnisse waren höchst einfach, wie wir ja noch von früher her wissen, und so sehr war er ein Feind aller unnöthigen Umstände im Essen und Trinken, daß er manchmal bei großen Gastmahlen, mit denen Freunde ihn beehren wollten, seinen Teller bald bei Seite schob und sich aufs bestimmteste weigerte, noch etwas weiteres zu sich zu nehmen. Ja viele Jahre lang brauchte er sich nicht einmal sein Bett machen

zu lassen, sondern schlief der Einfachheit halber in einer aus Bast geflochtenen Hängematte, die er Abends im Zimmer aufhängte und Morgens wieder zusammenrollte. Eine Schlafweise, die z. B. Leuten, die sich sehr vor Mäusen fürchten, ganz entschieden zu empfehlen ist. Also in dieser Hinsicht war die Führung von Barths Haushalt mit wenig Umständen verknüpft. Auch in Betreff seines inneren Geisteslebens konnte ja die Mutter nachgerade über die ersten Sorgen hinaus sein, wiewohl sie ihr mütterlich Aufsehen immer noch gelegentlich darin kundgab, daß sie ihm ein „bitte, bitte, Christian!“ zurief, wenn er zornig werden wollte, oder ein „aber, aber!“ wenn sie meinte, er sei im Scherz und Witz etwas zu weit gegangen.

Aber was unter Umständen die Haushaltungsgeschäfte im Möttlinger Pfarrhaus etwas verwickelter machte, das waren die vielen Gäste, welche fortwährend aus- und eingingen. Da hatte Barth gleich, als er nach Möttlingen kam, in die Ecke der Wohnstube eine gute handfeste Holzbank machen lassen, wie's die Bauern in ihren Stuben hatten. Er wollte, daß seine Möttlinger Abends fleißig und gerne zu ihm kommen und sich recht behaglich bei ihm fühlen sollten. Die Pfarrstube sollte nicht aussehen wie ein Salon, vor dessen Möbeln und Teppichen ein massiver Bauernschuh und Stiefel unwillkürlich den Rückzug antritt, sondern so, daß die Möttlinger sich recht zu Hause darin fühlten. Sie haben dann auch das offene Haus ihres Pfarrers fleißig benützt und sich gerne zur Abendgesellschaft bei ihm einge-

funden. Doch waren das immer noch Besuche, durch welche die Gedanken und Sorgen der Hausfrau nicht allzu stark in Anspruch genommen wurden. Schwieriger wurde es schon zuweilen am Sonntag beim Mittagessen. Die Leute aus der Umgegend, welche schaarenweis nach Möttlingen in die Kirche kamen, wollten nicht bloß die Vormittagspredigt hören, sondern auch noch Nachmittags in der Kinderlehre sein, da Barth auch diese für Alte und Junge meisterhaft zu traktiren verstand. Und da Viele von den Pilgersleuten keine Bekannten in Möttlingen hatten, bei denen sie zwischen die geistigen Genüsse hinein auch für des Leibes Nothdurft hätten sorgen können, auch überdies bekannt war, daß am Sonntag im Pfarrhaus offene Tafel gehalten wurde, so war der Zuspruch kein kleiner, dergestalt, daß die Möttlinger in wohlgemeintem Eifer dawider sich aufließen und sagten, das sei gar zu unverschämt, wie's die Leute machen. Barth beruhigte sie jedoch, es sei schon gesorgt, daß er nicht zum Haus hinaus gegessen werde, man lasse es am Sonntag beim Einfachen, Suppe und Fleisch, dann reiche es schon.

Daneben fehlte es auch die Woche hindurch keineswegs an Besuchen von auswärts, theils aus der Nachbarschaft, theils auch aus weiter Ferne. Ein fast täglicher Gast war Barths Herzensfreund, der Pfarrer Osiander von Münklingen, mit dem er in seinen Anschauungen von der Schriftlehre und namentlich von der baldigen Vollendung des Reiches Gottes so sehr zusammenfloß, daß man kaum mehr unterscheiden

konnte, was von dem Einen und was von dem Andern herrührte. Man sagte sogar, die Beiden hätten miteinander nur Einen Mantel und dem war wirklich so: es war ein Mantel vom alten Schlag, daran der Kragen abgelöst werden und selbst wieder als Mantel gelten konnte, und da geschah es manchmal, daß der Eine sich in den Kragen, der Andere in den Mantel wickelte und beide also mit einander ihres Weges zogen. Und wenn im alten Testament der Prophetenmantel das Sinnbild des Prophetengeistes ist, wenn Elia dort bei seiner Himmelfahrt dem Elisa seinen Mantel zuwirft, als Unterpfand dafür, daß auch sein Geist bei ihm bleiben werde, so kann man wohl den gemeinschaftlichen Mantel Barths und seines Freundes so deuten, daß Ein und derselbe Zeugengeist sich auf Beide niedergelassen hatte und sie mächtig durchdrang. Als im Jahr 1838 Osiander starb, da wurde Barth von dem Verlust dieses seines Jonathan so furchtbar mitten in's Herz getroffen, daß er von Stund an Herzklopfen und Stiche beim Athmen verspürte — die ersten Anfänge eines körperlichen Leidens, das sich weiterhin langsam, aber doch in stetigem Fortschritt steigerte und endlich eine Hauptursache seines Todes wurde.

Je mehr der Name Barths in jener Möttlinger Zeit durch seine vielen Arbeiten und seine ganze reiche Thätigkeit, namentlich im Missionswesen, auch über Württemberg hinaus bekannt und hochgeachtet wurde, desto mehr wurde das Möttlinger Pfarrhaus ein Reiseziel für Besucher aus allen Ständen, aus allen Ecken und Enden des deutschen Vater-

lands, ja auch aus entlegenen Missionsländern. Da konnte bei Barth eine Tafelrunde zusammentreffen, wie man sie sonst nicht leicht findet, ein Gast aus Norddeutschland, ein anderer aus Holland, ein dritter frisch von den Eskimo angelangt, ein vierter aus dem Betschuanenland in Südafrika, ein fünfter von der afrikanischen Goldküste. Und Barth verstand es trefflich, einer solchen Tafelrunde auch äußerlich einen feierlichen Anstrich zu geben. Als einmal der Bischof Gobat von Jerusalem mit andern Gästen zu Besuch kam, da mußte auf ein Stündchen der Orient seinen Einzug in's Möttlinger Pfarrhaus halten. Aechter Mokka, von Gobat auf dem rothen Meer gekauft, wurde fein wie Brotmehl gemahlen, Wasser drüber gegossen, eine Anzahl winzig kleiner türkischer Tassen aus dem Raritätenkabinet geholt, die türkische Wasserpfeife zu den andern langen Pfeifen hin ebenfalls auf den Tisch gestellt, und nun gings ans Fragen und Erzählen nach Herzenslust. — Wohl kosteten die vielen Besuche, welche namentlich den Winter über fast täglich aus- und eingingen, den vielbeschäftigten Mann viel Zeit, und mancher Gast hat, während er sich in der Pfarrstube zu Möttlingen an der Seite des freundlichen Pfarrherrn so recht gemüthlich und behaglich fühlte, keine Ahnung davon gehabt, wie dieser mittlerweile auf Mittel und Wege sann, um die dem Gast gewidmete Zeit wieder hereinzubringen. Da sagte er wohl des Abends zu seinem Gehilfen in der Schreiberei: „Du, heut Nacht muß etwas geschehen.“ „Ja, und was?“ „Heut Nacht gehen wir auf den Raub aus,“ ant-

wortete Barth, rieb sich vergnügt die Hände, und schaute unter seiner Brille hervor. „Wir stehlen der Nacht ein paar Stunden, dann sind wir wieder auf dem Laufenden.“ So kam es, daß manchmal bis Mitternacht, ja noch drüber hinaus, ganz wie's die ächten Räuber und Diebe machen, gestohlen und geraubt wurde, während die Gäste ahnungslos unter dem Dach des Gerechten den Schlaf des Gerechten schliefen. Und wenn dann Morgens das Haus leer geworden war, und Mittags schon wieder andere anrückten, so durften auch sie wieder freundlichen Empfangs gewärtig sein. Waren es Bekannte, so begrüßte sie der schlank gewachsene Pfarrherr oben an der Treppe, im langen weiten Schlafrock, die lange Pfeife im Mund; hatten sie sich dann in der Wohnstube niedergelassen, so erschienen bald aus der Nebenstube weitere Schlafröcke und weitere Pfeifen, und das Commando: „bequem machen,“ kurz und entschieden ertheilt, wurde herzlich gerne befolgt.

Langschläfer waren aber bei ihm übel berathen. Denn in aller Frühe tönte es manchmal durch ein mannshohes Sprachrohr mit mächtigem Hall durchs ganze Haus, daß die Schläfer jählings aus dem Schlaf emporfuhren:

Wohlauf im Namen Jesu Christ,
Der helle Tag vorhanden ist!

In späteren Jahren, als einst ein befreundetes Ehepaar, das bei Barth in Calw auf Besuch war, den Morgenschlaf ungebührlich lange ausdehnte, berief er sämmtliche Haus-

genossen, namentlich die liebe Jugend, vor die Thür ihres Schlafzimmers, gab jedem ein lärmendes Instrument, eine Schelle, einen Trichter, Deckel aus Blech zum Aneinanderschlagen u. dgl. in die Hand und als alles gerüstet war, gab er ein Zeichen mit der Hand. Und nun erfolgte eine Katzenmusik, so herz- und ohrenzerreißend, daß denen im Innern des Gemachs der Morgenschlaf gründlich aus den Augen kam.

Barth mußte auf genaues Einhalten der Hausordnung dringen, sonst wäre der gastfreie Pfarrer von Möttlingen nicht mehr Meister geworden. Mit dem vorhin erwähnten Sprachrohr hatte es überhaupt seine besondere Bewandtniß. Freunden, die er von Ferne gegen das Pfarrhaus herankommen sah, wurde damit der erste Gruß zum Willkomm zugerufen, und wenn sie von dannen zogen, schallte ihnen noch ein mächtiges „Lebewohl" nach. Einmal geschah es, daß ein Freund eben weggezogen war, als die Post noch Briefe wichtigen Inhalts aus Basel, London und andern Orten brachte. Rasch wurde das Sprachrohr zur Hand genommen, und dem davonziehenden Freund über das Möttlinger Gefilde hin auf lateinisch die Nachricht von der Ankunft der Briefe zugerufen mit dem Beisatz: Redi, lege! Der kam gleich wieder dahergelaufen und nun ergötzten sich beide miteinander an dem Inhalt der Briefe.

Möchte aber ein neugieriger Leser, wenn er von den vielen Besuchen im Möttlinger Pfarrhaus hört, die Frage thun, woher denn der von Haus aus unbemittelte Mann bei seiner gar nicht glänzenden Pfarrbesoldung die Mittel

gehabt habe, um so ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben, so weiß ich darauf keine andere Antwort, als die, mit welcher er selbst manchesmal alte und junge Frager bedient hat: „Wenn dich Jemand fragt, so sag nur, du wissest's nicht." Der Segen Gottes wird wohl als ein wesentlicher Posten unter den Einnahmen mitgerechnet werden müssen, und im Vertrauen auf diesen Segen konnte er einmal Jemand, der ihn ermahnte, auch auf Vergrößerung seiner Einnahmen bedacht zu sein, kurz anfahren: „Für mich brauchst nicht zu sorgen, ich werde kein Lump!" Nothleidende und Hilfsbedürftige fanden bei ihm immer Rath und Hilfe, soweit es in seinen Kräften stand. Einem armen Schuhmacher, der einen kranken Arm hatte, verschaffte er nicht bloß auf eigene Kosten eine Behandlung durch den Oberamtsarzt, die von gutem Erfolg begleitet war, sondern er ließ den Kranken auch ein ganzes Vierteljahr lang aus seiner Küche essen und that täglich einen Schoppen Wein dazu, weil der Arzt diese Stärkung für nothwendig erklärte. Endlich, als es nach und nach besser wurde, erklärte Barth: „jetzt muß er auch noch ins Wildbad," und übernahm auch für diese Kur die Kosten. Der Mann wurde später wieder ganz gesund und konnte sein Brot wie früher durch seiner Hände Arbeit verdienen. Den Armen auf dem Filial schickte Barth einmal während einer Theurung drei Scheffel Haber von seiner Besoldungsfrucht. Er übergab die Frucht dem Schulmeister zum Austheilen, schärfte ihm aber streng ein, ja Niemand zu sagen, wo der Haber herkomme. Die Schulmeisterin indessen konnte

von der Güte des Pfarrers nicht schweigen, weihte Etliche in's Geheimniß ein, und bald wußte es die ganze Gemeinde. Barth schalt die Schulmeisterin in seiner gutmüthigen Weise: „Habe ich nicht gesagt, ihr sollet Niemand etwas davon sagen? Ja so ist's mit den Weibsleuten.“ Auch beim Verkaufen seiner Besoldungsfrucht hatte er seine eigene Methode. Ein Bäcker aus der Nähe von Möttlingen wollte ihm von seiner Frucht abkaufen und fragte ihn, was er für den Scheffel verlange. „Er kann mir geben, was Er will,“ antwortete Barth; „was Er mir zu wenig gibt, ist Sein Schaden und nicht der meinige.“ Der Bäcker aber wollte keinen Schaden und gab dem Pfarrer lieber ein paar Kreuzer mehr für den Scheffel, als daß er ihn übervortheilt hätte.

Daß es in Barths ausgedehntem Haushalt ganz ohne Geldverlegenheiten abgegangen wäre, soll damit nicht behauptet werden. Aber es wurde ihm auch merkwürdig durchgeholfen. Einmal war sein Haus in Möttlingen seit Wochen nicht von Gästen leer geworden, und darüber gingen nicht bloß die Vorräthe im Hause darauf, sondern auch die Casse wurde so leicht und leer, daß das vorhandene Geld nicht einmal zum Brotkaufen ausreichen wollte. Nach langem innerem Kampf ging er zu einem näheren Bekannten im Dorfe, um diesen um ein Darlehen zu bitten. Der hatte aber gerade damals genau so viel wie Barth, nehmlich nichts. Der Pfarrer schloß daraus, daß Gott ihm auf andere Weise helfen wolle, und ging nach Haus, seine Ver=

legenheit Gott befehlend. Kaum war er zu Hause, so kam ein Geldpaket von der edlen Herzogin Henriette von Würtemberg, nebst einem eigenhändigen Schreiben der hohen Frau. Darin stand, sie wisse, daß er viel für Andere thue und denke sich, daß er da selbst einmal in Verlegenheit kommen könnte, deßhalb habe sie die mitfolgende Gabe für ihn zusammengepackt. Am folgenden Sonntag redete Barth in der Kinderlehre vom Glauben, und als er den Kindern den Vers vorgesagt hatte: Wenn Einer nichts als glauben kann, so kann er alles machen u. s. w., fragte er: „Kann der, welcher glaubt, auch Geld machen?“ Die Kinder schwiegen, Barth aber sagte, freilich könne er's, und er wisse das aus eigener Erfahrung.

Mit dem Bisherigen haben wir aber schon dann und wann von Barths häuslichem Leben aus einen Blick in's Amtsleben gethan. Und von diesem werden die Leser doch auch gerne etwas Näheres erfahren wollen.

5. Das Wirken in der Möttlinger Gemeinde.

Barths ganze Persönlichkeit hatte etwas so Durchgreifendes, im Innersten Anregendes und Packendes, daß er überall wo er hinkam und seine Thätigkeit entfaltete, die Leute aufrüttelte und in geistige Bewegung setzte. Er ging gleichsam zu jedem Einzelnen hin, faßte ihn am Arm, schüttelte ihn und rief: Auf, auf! raus, raus! vorwärts Marsch! Der Art waren vor allen Dingen seine Predigten. Wenn

er auf die Kanzel trat und anfing, so war seine Stimme meist zuerst gehalten und gedämpft, so daß für manche Zuhörer der Kanzelgruß und wohl auch noch der Anfang des Gebets inmitten des unvermeidlichen Hustens, Räusperns und Schnäuzens, wie es in vielen Gemeinden üblich ist, fast unverständlich war. Auch die Predigt begann fast immer ruhig und gemessen. Aber dann pflegte er schon das Thema so zu stellen, daß es zum Nachdenken herausforderte, ja sich manchmal wie ein Räthsel ausnahm, auf dessen Lösung man begierig war. Und dann kam die Entwicklung. Immer voller, rascher, gedankenreicher floß der Strom der Rede dahin, eine schlagende, den Nagel auf den Kopf treffende Vergleichung drängte die andere, die Sprache wurde immer lebendiger, hinreißender, herzandringender und blühte oft in wunderbarer Schönheit herrlich empor, bis dann am Schluß nicht bloß er selbst, wie er einmal sagte, am ganzen Körper zitterte, sondern auch die Gemeinde beim Amen in tiefster Bewegung sich erhob. Dabei bekamen seine Predigten noch eine besonders feierliche Weihe durch das ernste Bewußtsein, dem er immer wieder Ausdruck verlieh: Kindlein, es ist die letzte Stunde. Obwohl Barth damals schon erkannte, daß Bengel mit seiner Annahme, im Jahr 1836 werde der Herr kommen, sich verrechnet habe, so war er doch lebhaft überzeugt, daß der Rechnungsfehler nicht sehr bedeutend sein könne. Dafür hatte er seine selbstständigen, auf gründlichem Studium der biblischen Weissagung ruhenden und durch seinen Verkehr mit seinem Freund Osiander ihm

noch unumstößlicher gewordenen Gründe. Wenn man dazu nimmt, daß schon in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, also gerade am Anfang von Barths Aufenthalt in Möttlingen, revolutionäre Bewegungen hin und her in Europa stattfanden, daß im Jahr 1830 die französische Juli-Revolution losbrach, und bei dieser Gelegenheit auch in Deutschland jenes dumpfe Murren und Grollen zu vernehmen war, das von dem Vorhandensein eines gefährlichen Vulkans zeugte und im Jahr 1848 schrecklich zum Ausbruch kam, so hatte Barth gewiß seinen guten Grund, in alle dem eine Bestätigung seiner aus der Bibel geschöpften Ueberzeugung von der Nähe des Endes aller Dinge zu finden. Auch der Missionseifer, der damals in Deutschland neu erwachte und in Barth einen mächtigen Herold fand, bestärkte ihn in diesem Glauben, denn wenn das Evangelium gepredigt wird in aller Welt, dann wird das Ende kommen. „Es wird ein Geschlecht heranwachsen, das für den Antichrist reif wird," konnte er sagen, ja noch mehr: „es ist schon jetzt alles untergraben, es kann brechen jeden Tag. Es kommt eine Zeit, da der Uhu in den Kirchen schreien und Gras darin wachsen wird."

Während aber für manche Andere diese Ueberzeugung von der Nähe des Endes eine Versuchung wurde, die Hände in den Schooß zu legen, die Dinge laufen zu lassen wie sie laufen, und zu sprechen: „wer böse ist, der sei immerhin böse, es ist nicht mehr zu helfen," so wurde für Barth das Leben und Weben im Gedanken an die kommenden letzten Dinge

ein Stachel und Antrieb, seine Stimme mächtig zu erheben gleich einer Posaune, und alle Kräfte, all seine Zeit anzustrengen, um zu retten, was sich noch retten lassen wollte, und das Evangelium zu predigen zur Zeit und zur Unzeit, ehe durch gottfeindliche Mächte die Kirchen geschlossen und verödet wurden. Darum begnügte er sich auch nicht, seiner Gemeinde bloß in Kirche und Predigt, Kinderlehre und Wochengottesdiensten ans Herz zu reden. Er hielt in seinem Haus noch besondere Versammlungen für Leute von allerlei Alter, von den Kindern an bis zu den Frauen. Am Sonntag Abend kamen die Kinder, deren sich Barth, obwohl er jedesmal an dem Tag schon drei Predigten gehalten hatte, doch immer mit der größten Herzlichkeit annahm. Daher hiengen aber auch alle mit inniger Liebe an ihm, und noch bis in ihr späteres Alter dankten sie ihm für das, was er ihnen in den Kinderstunden gesagt hatte. An einem andern Abend kamen die konfirmirten Mädchen und brachten ihre Kunkeln mit. Da wurden dann Abschnitte aus der Bibel gelesen, schöne Lieder gesungen, biblische Räthsel aufgegeben, und auch sonst über Manches geredet, was lieblich ist und wohl lautet. Wenn dann das Gespräch auf die himmlische Stadt Gottes kam, so konnte Barth darüber so anschaulich reden, als wäre er selbst dort gewesen. Er sagte ihnen, im Himmel werde Einem die Zeit nicht lang werden: „Da kann man den Noah fragen, wie er die Arche gebaut, wie er die Thiere in den Kasten gebracht, den Moses, wie er mit den Kindern Israel durchs Rothe Meer kam u. s. w.“ Wieder an

andern Abenden fanden sich Jünglinge bei ihm ein, und auch diese verstand er in seiner eigenthümlichen Weise zu fesseln und anzuregen. Wenn er ins Zimmer trat, so wurde zuerst gesungen und gebetet, dann kam irgend ein wichtiger Gegenstand zur Sprache, über den die jungen Leute selbst ihre Fragen machen durften. Wollten ihm aber die Fragen zu weit gehen, und drohte die richtige Grenzlinie überschritten zu werden, so brach Barth rasch ab, setzte sich ans Clavier und stimmte einen Vers an. Das brachte die Gemüther und Köpfe wieder ins rechte Geleise. Einmal fragte er sie: „Wenn Euch Einer vorkäme, der behauptete, die Bibel sei nicht Gottes Wort, nicht reine Wahrheit, womit wolltet ihr ihn widerlegen?“ Der Eine sagte dies, der Andere das, Barth aber verlangte immer noch einen andern Beweis. Endlich sagte er: „Kommt euch ein solcher vor, so saget ihm ins Gesicht hinein: du bist mir der Beweis, denn seit achtzehnhundert Jahren sagt das Bibelwort, in den letzten Zeiten werden eben solche Leute auftreten.“

Bei diesen Versammlungen wirkte er besonders auch darauf hin, einen sanften harmonischen Kirchengesang anzubahnen. Die Möttlinger hatten damals die Gewohnheit, laut und schreiend ihre Choräle in der Kirche erschallen zu lassen, wie auch jetzt noch in manchen Gemeinden zu geschehen pflegt. „Singet mit sanfter Stimme,“ sagte ihnen Barth, „damit ihrs schon könnt, wenn ihr hinüberkommt. Wenn die 144,000 Harfenspieler am krystallenen Meer so singen würden, wie Viele

bei uns singen, so würde man sein eigen Wort nicht hören."

Auch die Männer aus der Gemeinde kamen die Woche über je und je Abends zu ihm, und immer wußte er etwas Anziehendes zur Sprache zu bringen. Nach dem Essen wurde regelmäßig ein Capitel aus der Bibel gelesen und manchmal bot dieses guten Stoff zur Unterhaltung. Doch auch wenn man sich in heiteren harmlosen Scherzen erging, gingen die Leute keineswegs leer aus. Aber nicht leicht gerieth bei irgend einer Gelegenheit sein eigen Herz so sehr ins Wallen und Wogen der Liebe, wie bei der Confirmation. Da war er wirklich der Hirte, dem das Herz brechen will vor Liebe und Erbarmen gegenüber von den Schäflein. Sein Schlußgebet in der letzten Unterrichtsstunde vor der Confirmation ging allen Kindern durch Mark und Bein. Einmal, da es eben zwölf Confirmanden waren, betete er mit heißer Inbrunst darum, daß doch keins dieser zwölfe ein Judas werden möchte. Ein andermal sagte er am Schluß einer solchen letzten Stunde, am Ofen stehend, zu den Coufirmanden: „Kinder, ihr wollet morgen euren Taufbund erneuern. Was habt ihn nun vor? Meinet ihrs auch redlich?" Er konnte vor Thränen nicht weiter reden, verbarg sein Angesicht am Ofenschirm und winkte den Kindern, sie sollten nach Hause gehen. Bei der Confirmation selbst redete er nicht bloß den Kindern, sondern auch den Alten mächtig ans Herz. Einmal rief er an die Emporkirche hinauf: „Ihr alten grauen Sünder dort oben, ihr seid

auch einmal hier gestanden!“ Dann wandte er sich zur ganzen Gemeinde: „Wer mir eins dieser Schäflein verführt, dem will ich in der Ewigkeit als Verkläger gegenüberstehen,“ und beim Schlußgebet rief er: „Herr Jesu, mir bricht das Herz beim Anblick dieser Schäflein, die hier vor dir liegen und nun hinaus kommen in die Welt, wo der Wolf ihnen nachstellt — wie wird es dir sein!“

Daß dann Barth in der Seelsorge auch die Einzelnen zu behandeln verstand, brauchen wir nach dem Bisherigen kaum noch extra beizusetzen. Sowohl Niedergebeugte aufzurichten, als auch Selbstgerechte zu demüthigen verstand er aus dem Fundament. Kamen Gemeindeglieder zu ihm mit Klagen über andere, z. B. Weiber mit Klagen über ihre Männer oder umgekehrt, so bekamen sie manchmal als vorläufige Antwort: „Geh zuerst heim und besieh dich selbst, dann komm wieder.“ Manchem hat auch solches Besehen seiner selbst entschieden wohl gethan, also, daß es vom Anklagen anderer abgestanden ist. Aber auch Mühselige und Beladene aufzurichten, mit den Müden zu rechter Zeit zu reden, war seine besondere Gabe, und Manches, das ihm etwa am Sonntag Morgen vor der Predigt sein Herz ausgeschüttet hat, hat ihm nach der Predigt die Hand dafür gedrückt, daß er die Predigt so ganz für seine Lage eingerichtet habe. Solches Handinhandgehen von Predigt und Seelsorge machte sich bei ihm um so leichter, da er nach den ersten Möttlinger Jahren seine Predigten nicht mehr aufs Papier, sondern bloß noch in den Kopf zu schreiben pflegte.

Am gewissenhaften Studium ließ ers darum doch nicht fehlen, aber ein geschriebenes Concept beengte ihn, während eine solche Vorbereitung, wie er sie sich allmählich angewöhnte, ihm Freiheit ließ, noch im letzten Augenblick Bedürfnisse seiner Zuhörer, die ihm etwa noch zu Ohren kamen, zu berücksichtigen. Bloß in äußerst geschäftsvollen Zeiten, wenn es zur regelmäßigen Vorbereitung schlechterdings nicht mehr reichen wollte, konnte es geschehen, daß er noch während des Eingangslieds über sein Thema nachdachte, ja sogar erst beim Besteigen der Kanzeltreppe in Betreff desselben schlüssig wurde. Solche Predigten machten dann manchmal den tiefsten Eindruck. Nur ist nicht Jedermann tüchtig, ihm das nachzumachen. Sonst möchte es ihm gehen, wie jenem Pfarrer, der bei der Visitation durch den Dekan bloß den ersten Theil seiner Predigt ordentlich studirte und für den zweiten sich darauf verließ, es werden ihm die rechten Worte auf der Kanzel von selbst einfallen. „Haben Sie Ihre ganze Predigt studirt?“ fragte nach dem Gottesdienst der Dekan. „Nein,“ war die Antwort, „man muß sich auch vom heil. Geist etwas eingeben lassen, deßhalb habe ich mich bloß auf den ersten Theil genau vorbereitet.“ „Seltsam,“ erwiderte darauf der Dekan, „das, was Sie selbst ausgearbeitet hatten, ist viel besser gewesen, als das, was der heil. Geist Ihnen eingegeben hat.“

Auch mit den Kranken verstand Barth zur rechten Stunde das rechte Wort zu reden. Ein Kind, das schwer am Scharlachfieber darniederlag, war sehr traurig, und

jammerte, ob es wohl auch in den Himmel kommen werde, wenn es sterbe. Barth redete dann so herzlich und liebreich mit ihm, daß alle Angst verschwand und das Kind ganz vergnügt in seinem Bettlein lag, von dem es bald darauf gesund wieder aufstehen durfte. Zu einem frommen Alten, der im Sterben lag, sagte er: „Hansjörg, ich glaube, Ihr wollt heim.“ „Ja ja,“ war die Antwort, „meine Seele sehnet sich nach der Stille.“ „Wenn ihr hinüberkommt,“ sagte Barth darauf, „so richtet mir einen Gruß aus an den Pfarrer Machtolf und an den Pfarrer Groß und an den Schulmeister.“ Eine Frau, die er auf ihrem Krankenlager manchmal besuchte, ohne daß er den rechten Ernst an ihr gefunden hätte, klagte ihm einmal: „Ach Herr Pfarrer, ich bin eben so müde!“ „Nun, ihr bekommt's bald ruhig.“ „Ja, wo?“ „Auf den Hobelspänen. Bei mir wirds aber dann bald wieder heißen: auf, auf! 'raus, 'raus!“

Unter Umständen sagte Barth bei einem Krankenbesuch auch geradezu gar nichts. Ein dem Wucher ergebener Mann erkrankte, und auf Bitten der Frau kam Barth ihn zu besuchen. Er setzte sich neben das Bett, der Kranke redete aber nichts. Barth sagte auch nichts. Nach einer Weile stand er auf mit den Worten: „der ist noch nicht recht krank,“ und ging fort. Der Mann wurde auch richtig wieder gesund. Auch sonst hatte Barth ein eigenthümliches Geschick, nicht bloß den geistigen, sondern auch den körperlichen Zustand der Kranken zu beurtheilen. Ein alter Kranker beantwortete die Frage nach seinem Ergehen mit einem Seufzer: „die

Zeit wird mir so lang, weil ich so einen unruhigen Geist habe." „Nur Geduld," sagte Barth, „es wird bald heißen: er ist ruhig." Nach wenigen Tagen starb der Mann. Ein ander mal fand Barth auf dem Tisch einer Kranken eine Arznei, die er für unrichtig verordnet ansah, ging kurz besonnen in die Stadt zu dem Arzt, der sie verordnet hatte, und sagte ihm, was er von der Krankheit wußte. Sogleich schickte der Arzt eine andere Arznei, welche von guter Wirkung war.

6. Viel Sorg' und Arbeit.

So groß auch der Einfluß war, den Barth auf seine Gemeinde gewann, so fehlte es doch nicht an mancherlei Sorgen, Seufzen und Kämpfen wider eingewurzelte Volks- und Dorfunarten, denen die Leute mit besonderer Zähigkeit anhiengen. Da war z. B. mit der jährlichen Kirchweih gar mancher böse Unfug verbunden, und das maßlose Kuchenbacken und Kuchenessen war nicht einmal das schlimmste dabei, denn das gab höchstens einen verdorbenen Magen. Aber das Saufen, das dazu gehörte, machte nicht bloß einen wüsten Magen, sondern auch einen wüsten Kopf, und das Tanzen mit all dem Leichtsinn und der Zuchtlosigkeit, die drum und dran hieng, machte nicht bloß einen wüsten Kopf, sondern auch ein wüstes, d. h. ein unreines, beflecktes Herz. Als deßhalb Barth die erste Möttlinger Kirchweih oder „Kürbe," wie die Schwaben sagen, erlebte, da lag ihm

namentlich der Tanzunfug schwer auf der Seele. Aber er betete drüber und predigte drüber und redete gewaltig. Im Ochsen sollte der Tanz stattfinden. Die Ochsenwirthin ging an dem Sonntag gar nicht in die Kirche, denn sie fürchtete sich vor dem scharfen Schwert, das aus dem Munde des Pfarrers ging. Sie sagte auch ihrem Mann: „Ochsenwirth, geh nicht, das Ding ist gefährlich; paß auf, wenn du gehst, so bringt dich der Pfarrer 'rum!" Der Ochsenwirth aber fühlte sich fest und unbezwingbar, legte, ehe er zur Kirche ging, noch ein doppelt und dreifach Erz von Ochsenwirthsstolz um seine Seele, und nahm dann gewichtig seinen Stuhl in der Kirche ein. Es war aber doch seltsam, wie der Pfarrer zu reden verstand, daß von der Gluth der Rede ein eherner Ring nach dem anderen von des Ochsenwirths Herzen wegschmolz und ein Schrecken darüber kam, so daß der Wirth, als er nach Hause kam, zu seiner Frau sagte: „Weib, der Pfarrer hats gewonnen, aus den Spielleuten wird nichts." Zwar bis zur Kirchweih des folgenden Jahrs hatte sich der Ochsenwirth von seinem Schrecken erholt und der Tanz fand richtig statt, aber doch brachte es Barth mit der Zeit dahin, daß die Hochzeits- und Kirchweihtänze wenigstens im Mutterort unterblieben.

Viel schwerer gings mit der Abstellung dieses Unfugs im Filial Unterhaugstett, ja Barth konnte dort nie ganz damit fertig werden. Einmal war er eben vom Basler Missionsfest nach Haus gekommen, als ihm auf den folgen-

den Vormittag 10 Uhr eine Leichenpredigt angesagt wurde. Bei einer Tanzhochzeit in Unterhaugstett war ein fremdes Mädchen gewesen, und hatte unter allen am wildesten und ausgelassensten getanzt, bis ihr Gesicht roth wie Feuer glühte und ihr Blut in der wildesten Aufregung war. Um sich etwas abzukühlen, trat sie aus der heißen, staubigen Stube rasch hinaus ins Freie, in die kühle Nachtluft. Aber die Abkühlung war zu rasch, ein Schlagfluß trat ein, das Mädchen sank um, und war im nächsten Augenblick todt. Diese gewaltige Gottesmahnung, die dann von Barth bei der Leichenpredigt in erschütternder Weise ausgelegt wurde, machte für den Augenblick einen tiefen Eindruck, aber zu seinem großen Schmerz mußte Barth schon nach wenigen Wochen bemerken, daß alles vergessen war.

Da klopfte Gott im folgenden Jahr noch einmal an, und zwar diesmal noch ernstlicher und eindringlicher, nicht bloß bei einem Einzelnen, sondern im ganzen Dorf. Wieder war eine Hochzeit, und es erhob sich die Frage: tanzen oder nicht? Der Vater der Braut sagte Nein, der Bräutigam stimmte ihm bei, aber die Braut selbst wollte durchaus eine Tanzhochzeit, und der Pflegevater des Bräutigams sagte: „Pfarrer hin, Pfarrer her, ich thät mich schämen, wenn meines Pflegsohns Hochzeit nicht auch gehalten würde wie andre ehrliche Leut Hochzeit halten! Wär die Selbige damals in der Stub geblieben, so wär sie nicht umgefallen. Also getanzt wird!" Sein Wille drang durch, und Barth, der es ganz als selbstverständlich angesehen hatte, daß die

Hochzeit eine stille sein werde, war schmerzlich bewegt, als er das tolle Wesen beim Kirchgang bemerkte und sah, wie einzelne ledige Bursche sogar betrunken zur Kirche kamen. Er hat damals sein Amt recht mit Seufzen gethan und sehr ernst gepredigt, aber man achtete nicht darauf, tanzte nachher lustig drauf los und als alles ohne jeglichen Unfall vorüberging, triumphirte man darüber, daß man „fest hingestanden“ sei und dem Pfarrer nicht nachgegeben habe. Aber der hinkende Gerichtsbote kam diesmal nach. Drei Wochen nach der Hochzeit erkrankte die junge Frau am Typhus, am folgenden Tag die erste Brautjungfer, am dritten Tag die zweite. In derselben Reihenfolge starben sie, und in derselben Reihenfolge kamen sie nun auf den Kirchhof zu liegen, genau in der Ordnung, in der sie am Hochzeitstag in der Kirche nebeneinander gesessen hatten. Diese Erkrankungen und Todesfälle waren der Anfang einer Epidemie, die nun mit aller Heftigkeit ausbrach und fast alle Häuser des Dorfs heimsuchte, obwohl sie nicht überall so tödtlich auftrat wie bei jener neuverheiratheten Frau und ihren Brautjungfern.

Barth hatte in dieser Zeit mit Krankenbesuchen sehr schwere Arbeit und wurde zuletzt selbst von der Krankheit angesteckt. Er berichtet den Verlauf ausführlich in der Erzählung: „Die drei im Brautstuhl.“ Gewöhnlich pflegte er in dem Wald, durch den der Weg ins Filial gieng, reife Wachholderbeeren zu pflücken und ehe er in eine Krankenstube trat, eine zu zerbeißen als Mittel gegen die Ansteckung. Einmal jedoch hatte er dies

vergessen und als er in eine heiße, dumpfe Krankenstube trat, fühlte er plötzlich etwas Bitteres auf der Zunge und hatte sogleich das Gefühl: jetzt bin ich angesteckt. Es war auch so. Er ging nach Haus, legte sich, nahm aber am andern Morgen rasch ein Arzneimittel, durch das die Krankheit gleich im Anfang gebrochen wurde, so daß er verhältnißmäßig leicht durchkam. Aber schmerzlich war es für Barth, daß auch diese ernste Züchtigung ohne nachhaltige Früchte bei der Gemeinde blieb.

Dazu kamen im Lauf der Jahre noch andere Erfahrungen, die ihm viel Schmerz und Sorge bereiteten. Seine Möttlinger machten ihm allmählich den Eindruck, daß sie todt gepredigt seien. Leichtsinn und Gleichgiltigkeit, klagte er, reiße immer mehr ein, das Predigen schlage nicht mehr an, Unordnungen kommen vor, von denen man früher nichts gewußt habe. Noch kein einziger Erwachsener habe sich gründlich bekehrt, so lange er Pfarrer in Möttlingen sei; unter den Confirmirten seien zwar Manche, welche ihm Freude machen, aber das seien meistens Kinder frommer Eltern und wären wohl auch ohne ihn auf den rechten Weg gekommen. Ueberdies habe er auch schon erleben müssen, daß solche, welche als Jünglinge und Jungfrauen ihm Freude gemacht, doch sogleich nach ihrer Verheirathung im geistigen Leben nachgelassen haben. Der Besuch der Gottesdienste habe gegen früher gewaltig nachgelassen und von denen, welche kommen, schlafe die Hälfte die ganze Predigt durch. „Ich versuche es aus allen Tonarten, bald Moll, bald

Dur, heute Alt, morgen Baß, aber nichts will eindringen, kein Reizmittel macht mehr Effekt, weil die Nerven zu sehr abgestumpft sind. Das Starke und Geistige trinken sie hinunter wie die Russen den Brantwein, und man merkt ihnen nichts an."

Einmal sagte es ihnen Barth in einer Predigt mit aller Ruhe, und gab ihnen zu bedenken, ob es nicht für beide Theile besser sei, wenn sie auseinander gehen und er sich nach einem andern Acker umsehe, der nicht so übersättigt sei. Die Predigt machte jedoch keinen merklichen Eindruck, und war auch auf diese eindringliche Frage in ganz Möttlingen weder Stimme noch Antwort. Barth mußte sich mit dem Aussäen begnügen und gedulden; daß seine Arbeit, obwohl sie manchmal vergeblich schien, doch es in Wahrheit nicht war, stellte sich später unter seinem Nachfolger heraus, der in einer mächtigen Erweckung und Bewegung der Geister ernten durfte, was Barth unter viel Seufzen und Thränen ausgestreut hatte.

Zu diesen Sorgen um die Gemeinde kam nun aber im Lauf der Jahre auch sonst immer mehr Sorge und Arbeit. Nach seinem Grundsatz: „Die Zeit ist kurz, bald kommt der Sturz," hielt es Barth für seine Pflicht, überall mitzuhelfen, wo es galt, die tiefen Schäden des Volkslebens zu heilen, der drohenden Fäulniß mit dem Salz des Evangeliums zu begegnen und aus dem reißenden Strom des Verderbens wenigstens Einzelne herauszufischen. Und wenn er sich einmal an einer solchen Arbeit betheiligte, so wars

ihm unmöglich, bloß so nebenher mitzuthun, sondern er war mit der ganzen Kraft dabei und meistens lag auch in kurzer Frist die Hauptarbeit auf ihm. „Rufe wer rufen kann, schreie wer schreien kann, schreibe wer schreiben kann, denn der Feind ist stark und die Zeit ist kurz und der Herr ist nahe“ — das durchdrang Barths Seele, und darin liegt eigentlich der Schlüssel zu der ganzen ausgebreiteten Thätigkeit, welche er in Möttlingen allmählich übernahm und weiter führte, bis er nimmer konnte. Darum erhob er seine Zeugenstimme so gewaltig, und versuchte es in allen Tonarten, und redete nicht bloß in Prosa, sondern stellte auch die Dichtergabe, welche Gott ihm verliehen, in den Dienst dieses Heroldsberufs, hinzuweisen auf das Werk im Reiche Gottes unter Christen oder Heiden.

Da brannte ihm schon seit Jahren auf der Seele jenes Wort des Herrn: Es wird gepredigt werden das Evangelium in aller Welt und dann wird das Ende kommen. „Wer also,“ schloß Barth, „nach dem Kommen des Herrn und nach der Vollendung des Reiches Gottes in Wahrheit verlangt, der muß auch dafür sorgen, daß den Heiden das Evangelium gebracht werde.“ Die Mission war damals noch keine so bekannte Sache wie jetzt; nur Wenige interessirten sich dafür und die Wenigen durften für Spott und Verhöhnung nicht sorgen. Da ging Barth an die Arbeit und begann im Jahre 1828 mit der Herausgabe des Calwer Missionsblatts, durch das er die Missionssache allem Volk bekannt, lieb und werth machen wollte.

Gleich der erste Erfolg war ein vielversprechender, und wenn Etliche meinten, Barth rede in dem Blatt etwas hart und kurz, nicht erbaulich genug, so antwortete er: „die Gabe der erbaulichen Ausführlichkeit geht mir ab. An den fünf Broten und zween Fischlein, damit der Heiland die Tausenden speiste, ist auch keine Brühe gewesen, und doch sind sie alle satt geworden.“ Bis auf den heutigen Tag besteht dieses Blatt im Segen fort, und Barth ist durch dasselbe in die engste Verbindung mit der Basler Mission, in einen reichen und überaus fruchtbaren Verkehr mit den verschiedensten Missionaren gekommen, und hat ihm dieser Verkehr nicht bloß manchen schönen Brief, sondern auch manches rare Stück für seine Sammlung eingetragen, freilich die Correspondenz auch viel viel Zeit gekostet. Unter denen, die in Württemberg, ja in Deutschland bahnbrechend für die Mission gewirkt haben, steht darum Barths Name obenan.

Da jammerte ihn ferner der Kinderwelt, die so gerne Geschichten liest und doch damals so schlecht mit Geschichten versehen war. Es war damals noch nicht wie heutzutage, da jeder Weihnachtskatalog eine ganze Reihe der schönsten Jugendschriften aufweist, so daß Einem nur die Wahl wehe thut, was man sich wünschen und kaufen soll. Nein, es wuchs damals noch gar wenig im Büchergarten für die Kinder und die Jugend, und unter dem Wenigen waren viel Dornen und Disteln, und auch den hübschen Blümlein fehlte fast durchaus der edelste Duft, der zarteste Schmelz, nehmlich die Weihe des vollen evangelischen Christenglaubens.

Da machte sich Barth auf und spitzte seine Feder und schrieb seine „Erzählungen für Christenkinder," die so voll sind von heiligem Ernst wie von köstlichem Humor, und führte auf jedes Weihnachten seinen Lesern ein anderes Exempel christlicher Lehre, Warnung, Vermahnung und Tröstung vor die Augen, den armen Heinrich, den Fensterladen, das Tintenfäßchen, den Thomas Platter, Gotthilf und Erdmann, und wie sie alle heißen, die alten guten Jugendgespielen derer, welche jetzt selbst für ihre Kinder nach guten Jugendschriften suchen. Dazu fügte er dann die „Jugendblätter," die zum Unterhaltenden auch das Belehrende, zu dem, was der gemeine Mann braucht, auch noch dasjenige bieten, was zu weiterer Geistesbildung gehört. Freilich machten sie auch dem fleißigen Möttlinger Pfarrer ganz besonders viel Mühe, weil er anfangs nur wenige Mitarbeiter hatte und das meiste in den umfangreichen Monatheften selbst schreiben mußte, und darunter manches, was nicht bloß in gewöhnlichem deutsch, sondern in schönen Reimen gesagt sein wollte. Ja selbst die Todten rief er in den Kampf gegen den Unglauben und das einreißende Verderben. In den „süddeutschen Originalien," die er in Möttlingen herausgab, zog er die alten Württembergischen Geistesmänner, Flattich, Ph. Matth. Hahn, Bengel, Oetinger u. A. aus dem Staub der Vergessenheit hervor, zeichnete an ihren Aussprüchen voll Geist und Kraft ihre Charakterbilder und hielt sie seiner Zeit vor als Zeugen davon, daß die damals so verschrieene und

kothbeworfene evangelische Wahrheit helle Köpfe und starke Charaktere bildet und sich mit ihren Früchten sehen lassen kann.

Da erkannte er ferner, welcher Mangel herrschte an guten Schulbüchern, die den Kindern nicht bloß von menschlicher Tugend und Weisheit etwas vormoralisirten, sondern ihnen auch als Lämmern des guten Hirten die rechte Weide wiesen. Und Barth ging hin und schrieb seine „Zweimal zweiundfünfzig biblische Geschichten," die nach zwanzig Jahren schon die hundertste Auflage erlebten und in fünfzig Sprachen übersetzt waren, und die in ihrem einfachen kindlichen, wahrhaft biblischen Ton den Kindern die großen Thatsachen der biblischen Geschichte so tief zu Gemüthe führen, daß selbst wir Alte noch uns manche biblische Geschichte kaum anders denken können, als in der Gestalt, in der sie Barth damals schon erzählt hat. Standen die Bilder nicht gerade auf der Höhe Rafael'scher Schönheit, so haben die Kinder doch immer ihre Freude daran gehabt, nicht zu reden davon, wie mancher kleine Rafael seine ersten Farbenkünste an diesen Bildern ausgeübt hat. Diese biblische Geschichte ist aber nicht das einzige Barth'sche Schulbuch geblieben, sondern er veranlaßte weiter die Gründung eines eigenen Vereins, der sich die Herstellung guter, christlicher und dabei recht billiger Schulbücher zur Aufgabe machte, und als Calwer Verlagsverein noch heutzutage fortbesteht und fortwirkt. Da kam zur biblischen Geschichte im Lauf der Zeit eine biblische Naturgeschichte und

Geographie, Kirchengeschichte, Weltgeschichte, ABCBuch, Schulgebetbuch, Geschichte von Württemberg und noch eine Reihe anderer Bücher, die, wenn sie auch nicht so beispiellos reichen Absatz fanden wie die biblische Geschichte, dennoch in ihrem Theil nah und fern viel Gutes gestiftet haben.

Und endlich hob Barth seine Augen auf, und sah viel Elend und Verkommenheit, viel Sünde und Verderben in der Kinderwelt, da wo die Kinder entweder unter gar keiner elterlichen Aufsicht standen, oder unter einer ungenügenden, oder gar unter einer solchen, die ihnen selbst eine Versuchung und Verführung zur Sünde wurde. Da jammerte ihn der Kinder, die so verwahrlost ihrem inneren und äußeren Verderben entgegengingen, und es waren doch auch Kinder, die geschaffen waren nach Gottes Bild, erlöst durch Gottes Sohn, in der Taufe von dem großen Kinderfreund auf den Arm genommen, geherzt und gesegnet. Und sein Herz voll Liebe zu den Kindern ruhte nicht, bis es ihm gelungen war, in dem benachbarten Dorf Stammheim eine Rettungsanstalt ins Leben zu rufen, welche für verwahrloste Kinder eine Heimath werden sollte, darin sie körperliche und geistige Pflege fänden und zu Christo dem Sünderheiland hingewiesen würden. Es ist kein Jahresfest in Stammheim gewesen vom Jahr 1828 an, da die Anstalt bezogen wurde, bis in Barths letzte Lebenszeit, an dem er nicht in seiner frischen Art den Jahresbericht gegeben und in kernhaften, schlagenden Worten, durch Bei-

spiele aus dem Leben illustrirt, auf die Nothwendigkeit, zu suchen was verloren ist, hingewiesen hätte.

Das war nun freilich eine reiche, ja überreiche Thätigkeit neben dem Pfarramt, zumal wenn man dazu nimmt, wie sehr Barths Zeit noch durch Besuche in Anspruch genommen war. Mehr und mehr stellte es sich heraus, daß das was allmählich noch neben dem Pfarramt an ihn herangewachsen war, gerade eine volle Manneskraft forderte, und daß diese erst recht froh sein durfte, wenn sie alles bewältigte, daß aber jedenfalls alles dieses noch neben dem Pfarramt über eines Menschen Kraft hinausging. Barths Gesundheit begann zu wanken, Brustschmerzen der bedenklichsten Art stellten sich ein und mahnten ihn als dringende Boten zum Haushalten mit seiner Kraft, so daß er einmal sagte: „Ich thu was ich kann, aber mehr als ich kann, kann ich nicht thun." Durch die gewissenhafteste Zeiteintheilung und die geschickteste Zeitbenützung vermochte er zwar noch immer dreimal mehr zu leisten als andere Leute, aber alles hat doch seine Grenzen, und was zu viel ist, ist zu viel. Zwar war es einige Erleichterung für ihn, daß er einen Vikar bekam, dem er das Pfarramt größtentheils übertragen und ruhig überlassen konnte; aber in die Länge wurde es ihm doch drückend, dem Namen nach ein Amt zu führen, das er in der That nicht besorgte. Dieses, verbunden mit der Wahrnehmung, daß es für seine Möttlinger gut sein werde, wenn das, was er ausgesät, jetzt von einem Andern begossen werde, brachte in ihm den Entschluß zur Reife, sein

Pfarramt ganz niederzulegen und seine ganze Zeit und Kraft der sonstigen Thätigkeit für's Reich Gottes zu widmen. Im Jahr 1838 führte er diesen Entschluß aus und wanderte aus dem Möttlinger Pfarrhaus, in dem er dreizehn Jahre lang thätig gewesen war, hinunter nach Calw, wo er nun seinen Wohnsitz aufschlug. Nun erst konnte sich seine Thätigkeit für die Mission, die Kindererzählungen, Jugendblätter, Schulbücher u. s. w. reich und voll entfalten, durch keine anderweitigen Verpflichtungen mehr gehemmt.

7. Haus und Leben in Calw.

Barth kam keineswegs als ein Fremder nach Calw. Schon von Effringen aus hatte er Verbindungen mit einer Reihe von Calwer Freunden angeknüpft, und vollends sein Aufenthalt in dem benachbarten Möttlingen, seine leitende Thätigkeit im Calwer Verlagsverein hatten ihn in Calw heimisch gemacht, schon ehe er sich dort niederließ. Das Haus, das Barth zunächst bezog und in dem er sechzehn Jahre lang wohnte, lag im sogenannten „Bischof" in freundlicher freier Lage, hart am Nagoldfluß, auf den es einen schönen Ausblick gewährte und von dem es blos durch die Straße getrennt war. Später gieng's in ein anderes Haus, weiter an der Nagold herauf und tiefer in die Stadt hinein, da hatte man vor sich und rechts und links nichts als Häuser, und mit dem freien schönen Blick auf die Nagold und auf die Berge war's vorbei.

Barths Hauseinrichtung war einfach und anspruchslos, dabei aber behaglich und gemüthlich. Die Möbel in der Wohnstube stammten zum größten Theil aus dem Haushalt seiner Eltern, aber sie waren immer so blank und schön, daß man ihnen ihr Alter gar nicht ansah, wie denn überhaupt alles im Hause stets musterhaft sauber und staubfrei war. Dafür, sowie für alles Andere, was zur Haushaltung gehörte, sorgte aufs beste und treuste „d' Kathrine" und „'s Hannele," welche beide schon in Möttlingen in Barths Dienste getreten waren und bis an sein Ende bei ihm blieben. Beide standen mit der Kinderwelt auf besonders gutem Fuß, und die Kinder, die ins Haus kamen, hatten das bald heraus. Sie machten mit der Kathrine einen Bund und mit dem Hannele einen Verstand, und stellten sich dabei rücksichtlich ihrer Taschen und Schnäbel gar nicht schlecht. — Einen Hauptzimmerschmuck machten die Bilder aus, von denen namentlich im Wohnzimmer die Wände wahrhaft bedeckt waren; theils Porträts, theils Darstellungen aus dem heil. Land, oder Scenen aus der Mission und Aehnliches. Unter den letzteren machte eine Darstellung der Ermordung von Missionar Williams auf der Insel Eromanga einen besondern Eindruck auf die Kinderwelt. Der Missionar steht bis an den Leib im brandenden Meerwasser und hält in der Todesangst den Arm über das Haupt, um die Keulenschläge und Speerwürfe der von allen Seiten auf ihn einstürmenden Wilden abzuwehren. Noch einen eigenthümlicheren Reiz übte auf uns Kinder ein

anderes Bild aus, das im Nebenzimmer hing, nämlich eine ganz sinnreiche Darstellung der heil. Dreieinigkeit. Stellte man sich gerade vor das Bild hin, so sah man Gott den Vater, betrachtete man es von links, so erschien das Bild Gottes des Sohnes, und stellte man sich auf die rechte Seite, so sah man den heiligen Geist in Gestalt einer Taube. Die Ketzerei, die in dieser Darstellung steckt, hat uns nicht genirt, weil wir sie nicht merkten, und der geneigte Leser wird sie ebenfalls nicht merken, ist auch gar nicht nöthig.

Gehen wir in Barths Studirzimmer, so empfangen wir auch hier vor Allem den Eindruck der allerpünktlichsten Ordnung. Da liegt nichts durcheinander, und von der sprichwörtlichen „genialen Unordnung des Gelehrten" ist hier nichts zu merken. Jedes Blatt, jedes Buch, jede Zeitschrift — alles hat seinen bestimmten Platz; jedes Falzbein und jede Feder weiß, wo sie hingehört, ja es sind Federn da, welche immer blos eine bestimmte Arbeit zu verrichten haben und zu keinem andern Dienst verwendet werden, z. B. die Correkturfeder. Selbst der bläuliche Tabaksdunst, der aus der stattlichen langen Pfeife quillt und das geräumige Studirzimmer balsamisch erfüllt, wirbelt nicht in unordentlichen Wolken durcheinander, sondern lagert sich beruhigt in regelmäßigen Schichten. Wie könnte auch Barth mit dem Vielerlei seiner Arbeiten fertig werden, wenn er auch noch mit Suchen Zeit verlieren müßte? Das interessanteste Stück im Studirzimmer ist aber sonder Zweifel der Leopard,

der ausgebälgt zu Barths Füßen liegt und ihm als Fußschemel dient, mit grünen Glasaugen, mächtigen Zähnen und bedenklichen Krallen. Kommt ein Kind herein, so steckt Barth gern seine Fußspitze unter des Unthiers Bauch und hebt dasselbe ein klein wenig in die Höhe, als rüstete es sich zum Sprung und wollte sich demnächst auf die kleine Person losstürzen. Und mit dem Ungethüm ist erst nicht zu spassen, denn unter den Kindern kursirt ganz bestimmt die Sage, daß der Leopard dereinst in Indien mehrere Männer zerrissen habe. Da gilt's aufpassen, denn man weiß doch nie ganz gewiß, ob der Bursche da nicht plötzlich lebendig wird und vielleicht jetzt schon hinter seinen grünen Augen auf Unheil sinnt. Auch den „Gong," der im Studirzimmer aufgehängt ist, dürfen wir nicht übersehen. Er kommt nämlich aus dem himmlischen Reich der Mitte und besteht aus einer großen metallenen Scheibe mit einer runden Erhöhung in der Mitte. Schlägt man auf diese mit dem daneben aufgehängten Schlegel, so entsteht ein starker, dröhnender, glockenartiger Ton, der durch's Haus hin hallt, und je nachdem er einmal oder mehrere Male erschallt, dieser oder jener Person im Haus gilt, deren Erscheinen im Studirzimmer gewünscht wird.

Der Gong gehört eigentlich schon einer andern Räumlichkeit an, in die wir jetzt eintreten, nämlich der S a m m l u n g. Schon bei der Uebersiedlung von Möttlingen nach Calw erregte sie besonderes Interesse, und als die Kiste, in die sie verpackt war, in Calw ins Haus hereingeschafft

wurde, rief ein kleiner, noch nicht ganz zungenfertiger Bursche mit wahrer Begeisterung: „Jetzt kommt d' Nammlung! jetzt kommt d' Nammlung!" und achtete mit Spannung auf die Kiste, ob nicht irgendwo ein Tigerschwanz oder eine Schlange oder deß etwas heraushänge. Seither war aber die Sammlung allmählich immer größer und reicher geworden, umfaßte alle erdenklichen Länder und alle möglichen Artikel, vom häßlichen afrikanischen Fetisch, von der Keule oder dem Wurfspeer des Südsee-Insulaners an bis zu den feinsten Erzeugnissen der uralten chinesischen und indischen Cultur. Schon der Geruch, der den Eintretenden umfieng, mußte ihn feierlich stimmen, so ganz ahnungsvoll überseeisch, wie lauter Sandelholz. Und wie herrlich war's, wenn allemal eine Kiste aus Afrika oder Indien ankam, mit den schönsten Fellen von Affen, Leuen oder Leoparden, oder aus Labrador mit Seehunden und Wallrossen, wobei freilich zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden muß, daß der Geruch, der den Eskimo-Kisten beim Oeffnen entströmte, noch an etwas anderes erinnerte als an Sandelholz. Die Sammlung hätte noch viel großartiger sein können, hätte nicht Barth die schönsten Exemplare, hauptsächlich aus dem Thierreich, den Naturalienkabinetten größerer Städte, z. B. Stuttgart und München, zum Geschenk gemacht, wo der besuchende Leser manches Exemplar mit Dr. Barths Namen bezeichnet finden kann.

Damit aber Jedermann wisse, daß diese Sammlung ein **Kind** der Mission sei, sofern sie Barths ausgebreitetem

Verkehr mit den Missionaren ihren Ursprung verdankte, und daß sie demgemäß auch der Mission zu dienen habe durch Weckung des Missionssinns, so stand an der Wand eine Büchse, und auf der Büchse ein Missionar mit der Bibel in der Hand und dem Hut unterm Arm, und wenn man ein Geldstück hineinwarf, so nickte der Missionar dankend mit dem Kopf, und je größer das Geldstück, desto energischer war das Nicken. Blos als einmal Jemand zwei Zehnguldenscheine hineinsteckte, vergaß er vor Staunen das Nicken, nicht blos für den Augenblick, sondern nickte überhaupt nicht mehr, bis die Büchse geleert und durch Wegnahme der Papierscheine die Verbindung zwischen dem Boden der Büchse und der Dankbarkeit des Missionars wieder hergestellt wurde. Das größte ausländische Besitzthum aber, das Barth hatte, konnte er in der Sammlung nicht einmal aufstellen, nämlich eine Insel auf Labrador, nicht weit von der Herrnhuter Missionsstation Nain. Er hat die Insel von den Eskimos ehrlich und regelrecht gekauft, wie Abraham sein Stück Land von den Kindern Heth; der Kaufpreis war eine Mahlzeit Erbsen für sämmtliche Eskimos in Nain. Das Erbsenessen wurde am 24. Dezember 1844 in Nain gehalten, und bei demselben gaben die Eskimos das Versprechen, die Insel künftig nicht mehr Amitok, sondern Barth zu heißen. Sie nahmen's auch rechtschaffen ernst damit, denn nach einiger Zeit kam ein Eskimo de- und wehmüthig zum Missionar, bekannte ihm weinend, daß er dem Barth Holz gestohlen habe, und versicherte ihn, er wolle es gewiß nicht mehr thun.

Wie Barth überhaupt ein Freund der Einfachheit war, so war auch sein Haushalt höchst einfach eingerichtet. Kostbare Dinge, selbst wenn sie ihm von lieber Freundeshand als Geschenke geboten wurden, brachten ihn eher in Verlegenheit als in freudige Aufregung. Als ihm ein Freund zum Geburtstag eine goldene Brille schickte, schrieb er ihm: „Aber was denkst du! sieh, Kleinigkeiten wie eine Rolle Bindfaden, ein paar Duzend Cigarren, ein Päckle Tabak — so etwas macht mir Freude, aber alle werthvollen Dinge schnüren mir den Hals zu in gegenwärtiger Zeit, da die Welt doch aus dem letzten Loch pfeift. (Der Brief stammt aus dem Jahre 1848). Wenn du mich auf acht Tage besuchst, das ist mir lieber als 25 goldene Brillen, durch die man eben auch lauter Elend in der Welt sieht.“ Erst in späteren Jahren, als seine Kraft schon gebrochen war, war er an einem Armsessel, den er zum Geschenk bekam, aufrichtig froh und sagte dafür ein recht herzliches: Vergelt's Gott! So war auch sein Tisch Jahr aus Jahr ein höchst einfach bestellt. Wenn aber Gäste kamen, die er besonders ehren wollte, dann konnte er auch seine Vorrathskammern aufthun und mit den guten Sachen, die ihm von dankbaren und liebenden Menschenkindern aus Nah und Fern zugeschickt wurden, Andern eine Freude machen: Rennthierzungen aus Labrador, Feigen von Smyrna, Datteln von Kairo, Mandeln aus Jerusalem, Wein vom Libanon oder vom Cap der guten Hoffnung, Kaffee aus Arabien und dazu Cigarren aus Havannah.

Einmal im Winter hat er aber etlichen Kindern, unter denen auch der Verfasser dieses Büchleins war, ein sonderbares Gericht aufgetischt. Wir waren eben am elterlichen Tisch mit dem Essen fertig, als das Hannele erschien und uns zu einem Nachtisch einlud. Dieser Gedanke erschien uns in hohem Grad einleuchtend und wir folgten ihr ahnungsvoll in Barths Wohnzimmer. Mit vielversprechendem Lächeln empfieng er uns und wies uns dann an einen zierlich zugerichteten Tisch, auf dessen Mitte eine große herrliche Torte prangte. Wir setzten uns und kamen fast in Verlegenheit über die mächtigen Stücke, die uns vorgelegt wurden. Aber kaum hatte eins von uns den ersten Bissen in den Mund genommen und herzhaft drauf hingebissen, so ertönte ein Schrei: „'s ist ja lauter Schnee!“ Und so war's auch. Unsere Gesichter zogen sich nunmehr merklich in die Länge, denn nicht blos waren wir um eine schöne Hoffnung ärmer, sondern uns war überdieß noch gar nicht klar, ob nicht der Anstand fordere, das Stück, das man nun einmal auf dem Teller hatte, auch aufzuessen. Barth erlöste uns aber rasch aus beiderlei Noth, indem er zuerst die Schneestücke entfernte und dann einen ächten und wahrhaftigen Nachtisch auf die Teller legte.

Am liebsten war es ihm, Gäste und Freunde am Abend um sich zu haben, wenn des Tages Arbeit abgeschlossen war. Da thaute er recht auf im traulichen Verkehr, denn in dem Stück hielt er's entschieden mit Göthe: Tages Arbeit, Abends Gäste. An Gästen hat's ihm auch nie gefehlt, und

es war gut, daß er so trefflich darauf eingerichtet war. Hatte er doch einmal sieben Personen auf einmal über Nacht, und doch waren noch drei Gastbetten leer. Und da wissen alle, welche ihm näher gestanden sind, nicht genug davon zu rühmen, welch eine zarte, innige, herzliche, aufopfernde Liebe er seinen Gästen entgegenbrachte, sie mit den sinnigsten Beweisen seiner Liebe zu überraschen verstand, und auch dann, wenn er mit Neckereien oder gar Strafpredigten kam, doch unter dem grimmigen Angesicht und den scheltenden Worten lauter herzliche Liebe versteckte. Wohl konnte er nach Umständen einem Freunde in recht handgreiflicher Weise die Wahrheit sagen. Einem, der ihm einen Aufsatz für eines seiner Blätter geschickt hatte, schrieb er zurück: „Dein Manuscript habe ich in den Papierkorb gethan. Wenn du nichts Besseres zu machen verstehst, so thätst du wohl daran, künftig zu schweigen.“ Und als er einmal in einer deutschen Kirche in London der Predigt eines Freundes angewohnt hatte, sagte er nachher zu diesem: „Du solltest dich schämen, eine so schlechte Predigt zu halten. Ich habe mich für dich geschämt.“ Aber so scharf das lautete, gut gemeint war's doch, und zu denen es gesagt wurde, die haben's auch nicht übel genommen, sondern sind für solche Schnitte in's Fleisch dankbar gewesen.

Wer aber meinen wollte, Barth habe mit andern Leuten viel über Angelegenheiten des innern Lebens geredet und sich gerne in erbaulichen Gesprächen ergangen, der würde sich entschieden irren. Mit seinen vertrautesten Herzensfreunden,

ja, da wars etwas anderes, wiewohl er auch darüber einmal sagte, ein rechter Christ brauche eigentlich für seine innersten Herzensangelegenheiten keinen andern Vertrauten als den Herrn selbst. Aber vollends Besucher, welche einen besonderen Geruch der Heiligkeit, ein Triefen vom heiligen Salböl bei ihm erwarteten, konnten möglicherweise bitter enttäuscht werden, wenn Barth gar nicht über erbauliche Dinge mit ihnen sprach, ja sogar ihnen auswich, wenn sie mit Gewalt ihn in ein geistliches Gespräch verwickeln wollten. Vollends theologisches Disputiren war gar nicht nach seinem Geschmack. Seine Ansichten, wie er sie durch fleißiges Studium der Bibel gewonnen hatte, waren theilweise so eigenthümlich und vom Hergebrachten abweichend, daß er nicht hoffen konnte, Andere durch einen Disput geschwind zu überzeugen, und er seinerseits war seiner Sache so völlig gewiß, daß er auch durch die Gegengründe eines Andern sich nicht herumkriegen lassen konnte. Im höchsten Fall entspann sich da folgendes Gespräch; „Weißt's gewiß?" „Ja." „Nun gut, ich weiß es auch gewiß." Oder: „Weißt's gewiß?" „Nein." „Aber ich weiß es gewiß." Oder gings wie an jenem Abend, da der Erzähler als Tübinger Student auch bei ihm war. Nach seiner Gewohnheit las Barth nach dem Abendessen ein Capitel aus der Bibel, und zwar diesmal nach der Reihenfolge eins aus der Offenbarung. Ein Freund, der auf Besuch bei Barth war, begann nach dem Lesen anzubohren und sagte: „Was hilft uns solches, so du es nicht auslegst?" Keine Antwort.

Der Angreifer stellte nun seine Frage bestimmter. „Wie verstehst du diesen Vers im Capitel?“ Keine Antwort. Jetzt erfolgte ein direkter Front-Angriff: „Glaubst du an eine Wiederbringung aller Dinge?“ „Wenn sie in der Bibel steht, so glaube ich dran, wenn sie nicht drin steht, so glaube ich nicht dran.“ Damit endigte dieses Gespräch, bei dessen Beginn der Erzähler natürlich als Student, der auf der Höhe theologischer Wissenschaft und neuester Forschung stand, sofort im Geist scharf geladen hatte. Als ich ihm bei einer andern Gelegenheit scherzend erzählte, wie ein berühmter Professor der Theologie uns im Colleg mitgetheilt habe, daß ein anderer Theolog ihn als das Thier aus dem Abgrund bezeichnet habe, da sagte Barth sehr ernst: „Nein, das Thier ist er nicht, aber einer von den Sternen ist er, welche durch den Schweif des Thiers zur Erde geworfen werden.“

8. Arbeiten und Reisen.

Arbeiten und Reisen dürfen wir bei Barth kecklich zusammennehmen, denn das Reisen war bei ihm auch ein Stück seines Berufs, und wahrlich nicht zu seinem Vergnügen ist er so oft und viel unterwegs gewesen. Es war aber seine Arbeit gar mannigfacher Art. Da war seine Schriftstellerei, welche für sich allein schon im Stande gewesen wäre, eines arbeitenden Menschen Zeit ganz gehörig

auszufüllen. Da mußte das Calwer Missionsblatt jeden Monat zweimal, das Missionsblatt für Kinder und das Jugendblatt einmal monatlich in die Welt hinausgesendet werden. Da stand die lesehungrige Kinderwelt und verlangte allemal auf Weihnachten eine oder noch lieber zwei Erzählungen aus seiner ihnen so lieb gewordenen Feder; da waren immer neue Schriften, welche der Calwer Verlagsverein herausgab, und welche Barth theils selber verfaßte, theils verfassen half, oder für welche er wenigstens Verfasser gewinnen mußte. Hatte er sie aber, so war er erst noch nicht fertig, sondern mußte sie auch noch treiben, denn die Schreibersleute sind oft gar ein saumseliges Volk, und der Treiber Jehu ist gewiß kein Schreiber gewesen. Da mußte der unermüdliche Barth, der in seinen eigenen Arbeiten so sehr aufs pünktliche Fertigwerden hielt, und deßhalb über säumige Leute doppelt seufzte, manchmal mit der Fuchtel kommen und sein „Fürre!“ erschallen lassen, und das kostete doch auch Zeit. Und wenn einer der geneigten Leser, dem etwa alle Jahrgänge der von Barth herausgegebenen Zeitschriften und alle Erzählungen aus seiner Feder zugänglich sind, sich die Mühe nehmen wollte, von den Jugendblättern, Missionsblättern u. s. w. je einen Jahrgang, und von allen christlichen Erzählungen, die Barth hinausgeschickt hat, je ein Exemplar in Reih und Glied aufzustellen, so würde er sich billig verwundern über die ungeheure Arbeit, die darin steckt, und würde fragen: Wo hat er nur die Zeit zu alle dem hergenommen?

Zu dieser Schriftstellerei kam dann noch die briefliche Correspondenz in die Nähe und Ferne, nach allen Himmelsgegenden, mit näheren und entfernteren Freunden und Bekannten, in Württemberg und dem übrigen Deutschland, in Frankreich und Holland, England und Oestreich, mit Parthern und Medern und Elamitern, Juden und Judengenossen, mit Missionaren in Afrika und in Labrador, in China, Indien und Australien. Und ein gar gewissenhafter Briefschreiber war er, schrieb er doch einem Freund: „Es gibt Leute, die kein volles Glas sehen können, und so geht mirs mit deinen Briefen; ich kann keinen unbeantwortet liegen lassen." Wohl faßte er sich dabei so kurz als möglich, aber manchmal wurde auch ein kurzgefaßter Brief lang, wenns viel zu sagen gab, und wer jährlich etwa 1300 Briefe zu schreiben hat, und in zwei Tagen soviel Briefe erhält, daß das Porto zusammen dreizehn Gulden beträgt, wie dies bei Barth zeitenweis der Fall war, allerdings noch ehe es einen Generalpostdirektor Stephan gab, und ein allgemeines deutsches Porto und ein internationales Weltporto, der muß wahrhaftig eine schöne Zeit auf's Briefschreiben verwenden. Und auf's Lesen der Briefe auch, zumal wenn sie in einer Sprache geschrieben sind, die dem Lesenden nicht völlig geläufig ist oder mit einer Handschrift, die höchstens derjenige bequem lesen kann, der den Brief geschrieben hat. Gar nicht zu reden von den Büchern und Zeitschriften, die Barth doch auch lesen mußte, wenn er geistig nicht bloß ausgeben, sondern auch einnehmen wollte.

Kam dann der Sonntag, so litt es Barth gar manchesmal erst nicht in der Nähe und zu Hause. Er war doch zu sehr zum Pfarrer geschaffen und geboren, als daß er nicht jede Gelegenheit zum Predigen mit Freuden ergriffen hätte. Und solche Gelegenheit ergab sich nicht selten, am häufigsten in Stammheim, das nur eine kleine Stunde von Calw entfernt ist, und wo ein väterlicher Freund Barths, Handel, das Pfarramt bekleidete. Wie manchmal pilgerte Barth in der Morgenfrühe des Sonntags hinaus nach Stammheim, um dort die Predigt zu halten! Und welch ein Wallfahren war da, namentlich an schönen Sonntagen, von den benachbarten Ortschaften her, aus den Thälern und von den Höhen, der Stammheimer Kirche zu! Da geschahs manchmal, daß der beschränkte Raum die Leute nicht alle zu fassen vermochte, daß Manche im Freien vor den Kirchenthüren standen und horchten, und Barth sich seinen Weg aus der Sakristei auf die Kanzel durchs Gedränge hindurch bahnen mußte. Aber seine Predigten hatten auch bis in seine letzten Lebensjahre hinaus etwas Besonderes, Frisches, Packendes, und machten nicht denkfaul, sondern forderten die Leute zum Aufmerken und Nachdenken heraus. Nicht als ob nicht auch manche dagesessen wären, welche, sobald die Predigt begonnen hatte und sie sich behaglich im Kirchenstuhl zurechtgesetzt hatten, anfiengen zu nicken und sich einem sanften Kirchenschlaf zu ergeben, aus dem erst das Amen sie weckte — der Tag war eben manchmal heiß und die Kirchenluft in dem engen Raum dumpf. Aber doch verstand es Barth

wie nicht leicht ein Anderer, mit einer einzigen Predigt so viele Spieße und Nägel in die Herzen und Köpfe hineinzutreiben, daß die Leute lang genug daran zu dauen und zu denken hatten. So sehr er übrigens gewöhnt war, da wo man ihn einmal kannte, immer in einer vollen Kirche zu predigen, so konnte ers doch auch ertragen, wenn irgendwo das Gegentheil stattfand und die Leute sich in seine Art und Weise nicht so recht zu finden wußten. Als er z. B. einmal in Frankfurt predigte, und während der Predigt manche Zuhörer, die sich nicht recht befriedigt fühlten, aus der Kirche fortliefen, erzählte Barth nachher in seiner drolligen Weise, er habe in Frankfurt mit „fortlaufendem" Beifall gepredigt.

Den tiefsten Eindruck machte aber Barth stets als Redner auf Missionsfesten, und bald war es so, daß man sich in Württemberg und der Nachbarschaft kaum ein bedeutendes Missionsfest denken konnte, ohne daß Barth dabei war. Wenn möglich pflegte er an dem Ort, da Mittags das Missionsfest war, schon Vormittags die Predigt zu halten. Deßwegen wurde an solchen Tagen auch immer frühe von Haus aufgebrochen, denn das württembergische Eisenbahnsystem war damals noch lange nicht so ausgebildet wie heutzutage, und Calw insbesondere war noch nicht ins Schienennetz hineingezogen. Wie wäre auch Barth erst von Besuchen überfluthet worden, wenn er die Bahn von Stuttgart nach Calw noch erlebt hätte! Nun, damals gings noch per Kutsche, und diese hielt Morgens in aller

Frühe, oft lange vor Tag, pünktlich vor dem Haus. Und so pünktlich die Kutsche, so pünktlich war Barth selbst, und so pünktlich mußten diejenigen sein, welche etwa mitfuhren, andernfalls durften sie auf ein paar kurze gesalzene Hiebe, wenn auch bloß mit der Zunge ausgetheilt, mit aller Sicherheit rechnen. Waren die Geschäfte gerade dringend, so kam es ihm nicht darauf an, auch im Wagen noch eine Correctur zu lesen; jedenfalls durfte auch in der Kutsche der Tabaksbeutel und die lange Pfeife nicht fehlen. Der erstere fand sofort nach dem Einsteigen seinen Platz in einer Seitentasche im Innern des Wagens, und die Pfeife, die glühte und dampfte, daß es für Manchen eine Freude war, für Manchen auch nicht.

Für Alle aber wars eine Freude, wenn er nun beim Missionsfest selbst auftrat und bei seiner reichen Erfahrung auf dem Missionsgebiet so recht aus den Vollen schöpfen und die versammelten Zuhörer packen konnte. Seine Reden bildeten namentlich für die Landleute immer den Hauptanziehungspunkt, und wenn man sicher sein wollte, daß die Leute auch bei solchen Festen, welche sich etwas in die Länge zogen, aushielten bis zuletzt, so durfte man nur Barth erst gegen den Schluß auftreten lassen. Wenn er begann, so hob sich da und dort manches Haupt empor, das schon schlummermüde auf die Brust niedergesunken war, manches Auge, das matt und schläfrig geworden, wurde wie dort in der Philisterschlacht das Auge Jonathans wieder wacker von dem würzigen Honig, den Barth den Missions-

gästen von seiner Kanzel herab darreichte. Hier war er in seinem Element, seine reiche Belesenheit in der deutschen und ausländischen Missionsliteratur, zusammen mit seiner ausgebreiteten Missions-Correspondenz lieferte den schönsten Stoff, und seine geistvolle Originalität sorgte dafür, daß dieser Stoff in anziehender Weise verarbeitet und dargeboten wurde. Dabei wußte er selbst recht wohl, daß man mit Erzählungen und Anekdoten aus der Missionswelt noch kein nachhaltiges Missionsinteresse wecke. Er betrachtete solche Festreden als galvanische Schläge, mit denen man die Leute geschwind in Bewegung setze, aber die Hauptsache sei, daß die wahrhaft Gläubigen recht für die Mission interessirt und zu einer ausdauernden Missionsgemeinde vereinigt werden. Er lebte und webte in der Mission, und die Uhr in seinem Wohnzimmer mit ihren fünf Uhrtafeln, welche außer der Calwer Zeit auch noch anzeigten, welche Zeit es in Jerusalem, in Peking, Calcutta und auf Tahiti sei, ist das beste Sinnbild davon, wie er im Geist mit den Männern lebte und fühlte und betete, welche draußen in fernen Ländern am Bau des göttlichen Reichs arbeiteten.

Darum war ihm aber auch in jedem Jahr der Besuch der Basler Feste der Höhepunkt all seines Reisens. Mehr als dreißig Jahre lang ist er ein regelmäßiger Festgast in Basel gewesen, und erst in seinen letzten Lebensjahren, als der Stand seiner Gesundheit das Reisen schlechterdings nicht mehr gestattete, verzichtete er auf die Theilnahme daran. Da erfrischte er sich und wurde erfrischt, erfreute und wurde

erfreut. Mit welchem Jubel begrüßten die Missionskinder den wohlbekannten Kinderfreund, wenn er sich ihrem Hause näherte! Und wenn auch des Kinderfreunds Rocktaschen, welche so gar vielversprechend gefüllt aussahen, nicht geringen Antheil an dieser lebhaften und freudigen Begrüßung hatten, so war's doch nicht minder der Mann selbst, auf den sich die die Kinder lange freuten und dem sie aufs innigste anhiengen, weil sie's spürten, wie lieb er sie hatte. Und lieb hatte Barth alle Kinder, aber die Missionskinder ganz besonders, und wenn eins zu ihm kam nach Calw, so konnte er ihm beim Essen eigenhändig das Tüchlein umbinden, das man im Schwabenland „Trieler" nennt, und ihm die besten Bissen auf den Teller legen, wenns aber müde und schläfrig war, so nahm er's auf den Arm und trugs so sorgfältig wie ein Mütterlein aufs Bett und brachte es in Schlaf.

Aber wie den kleinen, so war auch den großen Festgästen in Basel Barths Erscheinen und Reden immer eine besondere Freude, denn er hatte ein sonderlich Geschick, die Leute anzufassen, den Nagel auf den Kopf zu treffen und das was er sagen wollte, durch schlagende Beispiele aus dem Leben alter und neuer Zeit zu illustriren. Dazu wars immer der ächte, lebendige, muthvolle und sieghafte Missionsgeist, der aus ihm redete, und manchmal, wenn man kleinlaut werden und fragen wollte: Werden wir das Werk auch fortsetzen können wie sichs gebührt? hat Barth durchs rechte Wort, zur rechten Zeit gesprochen, den Zaghaften neuen Muth eingehaucht. Auch solche, welche sonst für die Angelegenheiten

des Reiches Gottes keinen besonderen Sinn hatten, konnte Barth in seiner eigenthümlichen Weise anfassen, für die Arbeiten der Mission interessiren und in Contribution setzen. Aeußerte aber einmal Einer seine Bedenken, ob man Beiträge für die Mission, die bloß mit halbem Herzen gegeben werden, auch annehmen dürfe, so antwortete Barth: „Allerdings. Wir nehmen viel Geld an, weil wir viel brauchen. Der Prophet Elia hat die Raben am Bache Crith auch nicht gefragt, woher sie ihr Brot und Fleisch genommen haben."

Auch ostwärts ging manchmal Barths Weg, namentlich nach München zu seinem alten Freund Schubert, bei dem er sich dann und wann einmal geistige und körperliche Erfrischung holte, aber immer so, daß auch sein Ausruhen im Grunde bloß eine andere Weise der Thätigkeit war. Einmal, es war im Jahr 1842, kam Barth sogar bis nach Oestreich und Ungarn, weil sich da ein neues hoffnungsvolles Feld für die Thätigkeit des Calwer Verlagsvereins aufgethan hatte, uud wenn er auch nach seiner Rückkehr äußerte: „In Oestreich herrscht eine dicke Luft, die Heimweh macht," so konnte er doch hinzusetzen: „Den Hauptzweck meiner Reise habe ich vollständig erreicht." Besser als in dem katholischen, damals noch ganz von den Jesuiten beherrschten Oestreich gefiel ihm die Luft in dem evangelischen Preußen, als er aus Anlaß größerer kirchlicher Versammlungen sich einigemale, wenn auch nur auf kurze Zeit, in Berlin aufhielt. Mit dem damaligen König von Preußen, dem frommen und edlen Friedrich Wilhelm IV. war

BIBLIOTHECA REGIA

Barth persönlich bekannt, und als der hohe Herr einmal auf der Durchreise zum Hohenzollern auch nach Calw kam, und sich da etliche Minuten aufhielt, begrüßte ihn Barth am Wagen, hatte auch schon in der Stille nach seiner Art ein Frühstück zurüsten lassen, bestehend aus Rennthierzunge aus Labrador mit Jerusalemswein, von dem jedoch der König um der Kürze seines Aufenthaltes willen keinen Gebrauch machen konnte. Dagegen wurde Barth, als er nach Berlin kam, zur königlichen Tafel gezogen, und traf da unter andern bekannten Männern den damaligen General, jetzigen Feldmarschall Wrangel. Der sagte ihm, er habe schon viel in seinen Schriften gelesen und würde ihn aufgesucht haben, wenn Barth nicht zu ihm gekommen wäre, bat ihn auch wiederholt um seine Fürbitte. Bei einem andern Besuch in Berlin, aus Anlaß der Versammlung der evangelischen Allianz im Jahr 1857, wurde die ganze Versammlung vom König nach Schloß Sanssouci eingeladen und dort auf der Schloßterasse ihm vorgestellt. Man ordnete sich nach Nationalitäten und Ländern, die Franzosen besonders, die Engländer besonders, die Deutschen besonders u. s. w., und auch die Deutschen gliederten sich wieder in Gruppen, je nach den Ländern, denen sie angehörten. Jede Gruppe hatte dann ihren Sprecher, der den König begrüßte und die Uebrigen vorstellte. Auch Barth bekam ein solches Sprecheramt; er hatte unter seinem Commando 11 Württemberger, ferner Gäste aus Baden, Bayern und Hohenzollern. Diese stellte er dem König vor als ein kleines Contingent aus dem achten

Bundesarmeekorps, das nach der damaligen Heeresordnung Württemberg, Baden und Hessen umfaßte. Die Vorstellung der ganzen Versammlung dauerte gegen drei Stunden, und es war unter diesen Umständen eine Wohlthat, daß für die Versammelten nach des Königs Anordnung auch Erfrischungen bereit standen.

Die größten Reisen aber, welche Barth unternahm, waren die nach England und Schottland, wo er immer wieder neue Freunde für den Calwer Verlagsverein zu werben verstand und von wo er auch immer mit reicher Beute beladen zurückkehrte. Der große geistliche Erntemonat ist in England der Mai. Da halten alle die verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften, die Staatskirche, die Methodisten, Baptisten, Presbyterianer, Quäker u. s. w. in London ihre Jahresfeste und großen Versammlungen, berichten über das, was seither geschehen ist, und berathen, was fernerhin geschehen soll. Dies war auch die Zeit, in welcher Barth seine Besuche in England auszuführen pflegte. Zur Vorbereitung auf die Reise wurde englisch gelesen, gelernt, gesprochen, geschrieben und getrieben mit voller Kraft, und Barth brachte es darin wenigstens so weit, daß er den Verhandlungen in London folgen, in den Sitzungen seine Meinung sagen, gelegentlich auch eine längere Rede halten konnte. Indeß waren diese Reisen nach England immerhin keine Erholungsreisen für ihn, und wurden sicherlich nicht zum Vergnügen unternommen, sondern aus Pflicht, um die Sache des Verlagsvereins zu fördern. Schon die Reise hinüber

brachte unter Umständen zwar keine besonderen Fährlichkeiten, aber doch mancherlei Beschwerlichkeiten mit sich, zumal wenn bei der Fahrt über den Kanal hinüber der Nordwest pfiff, das Schiff schwankte, alles was nicht niet- und nagelfest war, in Bewegung gerieth, und selbst bei dem geistesstarken Barth das Fleisch allmählich schwach wurde, wie solches auch andern starken Geistern bei stürmischer See schon begegnet ist. In London selbst giengs dann von einer Versammlung zur andern, von Straße zu Straße, von Geschäft zu Geschäft, von Strapaze zu Strapaze, selten vor 12 Uhr zu Bett und um 5 Uhr wieder heraus, um bis 8 Uhr die eingegangenen Briefe zu beantworten. Um 8 Uhr begannen dann die Wanderungen in der Stadt umher, es kamen Versammlungen, in denen man auf schmalem Sitz oft 4—6 Stunden unbeweglich aushalten mußte, und deren zuweilen 2—3 an einem Tag waren, dazu die fortwährende Anstrengung, um sich trotz der nicht ganz perfekten Kenntniß des Englischen doch nichts entgehen zu lassen, — alles das zusammen war eine ganz gehörige Arbeit. Einmal geschah es sogar, daß er frühe von Haus wegging, ohne ein Frühstück eingenommen zu haben, den ganzen Tag umherlief, theils in Versammlungen, theils in andern Geschäftsangelegenheiten, mehrmals sich in dem Straßenlabyrinth verirrte, manche Leute nicht zu Hause traf, und so, ohne einen Bissen genossen zu haben, erst Abends 9 Uhr wieder zu Hause eintraf. Da war er wohl recht müde, aber nachdem er mit den Freunden den Thee getrunken, war er noch bis spät in die Nacht hinein munter,

schrieb vor Schlafengehen noch sein Tagebuch, und sagte am andern Morgen um 4 Uhr seinen Freunden schon wieder Guten Morgen.

Barth paßte aber zum Besuch dieser verschiedenartigen Londoner Versammlungen darum in ganz besonderem Maß, weil ihm eine große kirchliche Weitherzigkeit eigen war, die an allen kirchlichen Gemeinschaften das Gute heraussuchte, sich an das Gemeinsame hielt, und das Trennende beiseite ließ. So sagte er in einer von der vornehmen englischen Hochkirche veranstalteten Versammlung: „Ich bin ein Hochkirchenmann, das heißt, ich gehöre zur höchsten aller Kirchen, zum oberen Jerusalem, und wünsche, daß Ihr alle auch Glieder dieser Hochkirche seid.“ In einer Versammlung von Baptisten sagte er; „Der erste Baptist den's gegeben hat, war zugleich ein Missionar, nehmlich Johannes Baptista (der Täufer),“ und knüpfte daran die Mahnung und Hoffnung, daß auch die heutigen Baptisten die Leute hinweisen werden auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. So hielt Barth, obwohl er eine ganz klare und abgeschlossene theologische Ueberzeugung hatte, und dieselbe nie verleugnete, doch mit Leuten der verschiedensten Parteien freundschaftlichen Verkehr, speiste mit strengen Kirchenleuten, nahm das heil. Abendmahl mit Independenten und Lutheranern, frühstückte mit Methodisten, übernachtete bei Baptisten, und trank Thee mit Quäkern, machte aber auch kein Hehl daraus, daß es ihm eigentlich „heimelich“ bloß bei den Herrnhutern in London gewesen sei. Da ging ihm

das Herz auf, da konnte er deutsch reden, da athmete er deutsche Heimathluft. Denn ein guter Deutscher war und blieb Barth auch in England, und bei aller Anerkennung, die er dem christlichen Leben Englands zollte, entgingen ihm die Schattenseiten nicht.

Zu diesen Schattenseiten des englischen Lebens gehörten für Barth nicht bloß die theuren und dann erst nicht sehr preiswürdigen Cigarren nebst allen den Beschränkungen und Entbehrungen, denen sich der rauchende Mann in England unterziehen muß, sondern auch ganz besonders alles das, was im geselligen Verkehr, bei Einladungen und Abendgesellschaften, steif und förmlich war. Denn so behaglich und sprudelnd von Witz Barth im kleinen befreundeten Kreis sein konnte, so unbehaglich wurde es ihm in großen feierlichen Gesellschaften, mit vornehmblickenden Ladies und eleganten Gentlemen, und wenn er vollends so einer Lady den Arm bieten und sie zu Tische führen sollte, so ging das entschieden über das Maß dessen hinaus, was seine gut schwäbische Natur zu prästiren im Stande war. Am liebsten war es ihm in solchen Fällen, wenn er sich hinter einen gewandteren Freund und Landsmann verschanzen und mittelst eines geheim ihm zugeflüsterten „Fürre!“ auf diesen die Pflichten der höheren Galanterie abladen konnte, während er selbst möglichst im Verborgenen blühte. Bei einem der Londoner Jahresfeste schob ihm ein reicher Fabrikbesitzer einen Zettel in die Hand, und der Zettel enthielt eine Einladung zum Essen auf jenen Abend. Der Fabrikant wohnte auf einem

Landgut, das etwa anderthalb Stunden von London entfernt war. Da mußte also zuerst per Droschke hingefahren werden, und unter strömendem Regen langte man vor dem Hause an. Ein feierlicher Diener empfieng die Aussteigenden und führte sie zuerst in ein Ankleidezimmer, in dem sie Toilette zur Abendtafel machen sollten. Dann giengs in einen kleinen Saal, in dem Erfrischungen bereit standen, um dem ersten Hunger etwas vorzubeugen, und von da in den eigentlichen Salon, in dem die Abendgesellschaft versammelt war. Man wurde zur Dame des Hauses geführt, dieser vorgestellt, und dann, wie das bei solchen Gesellschaften zu gehen pflegt, Jeder seinem Schicksal überlassen. Das ist nun eine ganz schöne Sache, wenn man unter bekannten Leuten ist und ungenirt vom einen zum andern gehen kann. Aber Barth kannte fast keine Seele in dieser ganzen hin und herwogenden Menge und kam sich selbst recht als ein verlorener Posten vor, wie er so, auf den Kaminsims gelehnt, den Salon überschaute, bis endlich mit dem Zeichen zum Essen der Zauber sich löste und Barth wieder freier aufathmete, als ihm sein Platz zwischen zwei bekannteren Personen und in der Nähe seines deutschen Freundes und Begleiters angewiesen wurde. Aber recht behaglich und gesprächsam wurde er in solcher Umgebung nie, nie beherrschte er die Unterhaltung in einer derartigen größeren Gesellschaft, und auch wenn man ihn etwa zu dem Zweck eingeladen hatte, damit er seine theologischen Ansichten über das tausendjährige Reich und die letzten Dinge preisgebe, so konnte er durch

wortkarges Wesen den Leuten rechtschaffene Enttäuschungen bereiten. Dagegen stellte er gern seinen Mann, wenn er etwa aufgefordert wurde, „a german hymn“ d. h. einen deutschen Choral oder sonst ein geistliches Lied zu spielen und zu singen. Denn in der Musik erkennt der Engländer unweigerlich den Deutschen als seinen Meister an, zur Noth auch noch in der Philosophie, und seit neuerer Zeit, obwohl mit schwerem Herzen, auch in der Kriegstüchtigkeit.

Ging dann Barths Aufenthalt in London nach mancherlei Genüssen und Beschwerden zu Ende, so benützte er gerne noch einen Tag, soweit seine bescheidenen Mittel es erlaubten, zu allerlei Einkäufen, — nicht für sich selbst, sondern um kleinen und großen Leuten in der Heimath gelegentlich eine Freude damit zu machen. Das gehörte für ihn mit dazu, wenn er von einer Reise befriedigt sein sollte: andere Leute mußten auch etwas davon haben. Und auch Diejenigen, an welche nichts von den hübschen Sachen kam, die er allemal aus England mitbrachte, gingen doch nicht leer aus, denn sicherlich fiel in den „Jugendblättern“ oder in seiner neuesten Weihnachtsschrift für die Kinderwelt gar manches Brösamlein ab von dem reichgedeckten Tisch, den Barth auf solchen Reisen fand.

Waren schon die Reisen selbst für ihn mehr Arbeit als Vergnügen, so hörte der Spaß vollends auf, wenn er nach Hause kam und die Massen von Briefen musterte, die sich mittlerweile auf seinem Schreibtisch angehäuft hatten, und

deren Erledigung im besten Fall wieder eine Ration Briefe, manchmal aber auch anderweitige ernstliche und zeitraubende Arbeiten forderte. Das spürte Barth allemal schon im Voraus, und deßhalb zog's ihn mächtig nach Hause, sobald der eigentliche Reisezweck erreicht war, so daß er sich zu Abstechern auf dem Rückweg kaum mehr Zeit nahm, so groß auch jezuweilen die Versuchung war. Ein Freund im Rheinland lud ihn einst ein, noch ein paar Tage zu bleiben, und als Barth sagte, seine Geschäfte erlaubens nicht, meinte der: „Ach was, dein Geschäft läuft dir nicht davon.“ „Das ist gerade das Elend,“ sagte Barth, „daß es nicht davonläuft. Wenns davon liefe, so hätte es keine Noth, aber es bleibt liegen.“ Wenn aber seine Freunde meinten, er solle seine Kräfte mehr zusammenhalten und auch daran denken, seine Gesundheit zu schonen, so wollte er davon nichts wissen. „Solange noch zwei Fasern zusammenhalten, muß ich thun, was meine Kräfte erlauben, ohne auf die Zukunft zu rechnen. Mir ist in der Bibel nur eine einzige Stelle vom Schonen bekannt, und dort ist der Teufel dahinter gestanden.“ Das Ausruhen wollte er drüben einmal nachholen, damit tröstete er sich und darauf freute er sich. Deßhalb sagte er: „Ausruhen kann man noch lang, und ich meine immer, es werde uns einmal so vorkommen, als ob das bissel Arbeit, das wir geleistet, zu einer so langen Ruhe in gar keinem Verhältniß stehe.“ Und so hat er weiter gearbeitet, bis er nimmer konnte; Rücksicht auf sich selbst kannte er nicht.

Es ist aber nicht zu verwundern, wenn bei der großen

Mannigfaltigkeit von Aemtern und Thätigkeiten, welche Barth in sich vereinigte, die Leute manchmal in Verlegenheit kamen, wie sie ihn tituliren sollten, zumal wenn es galt, einen Brief an ihn zu adressiren. Das bloße „Doktor" war doch manchen guten Leuten gar zu einfach und nicht entschieden geistlich genug, denn dabei konnte er ja noch immer ein Doktor der Medizin sein, oder der Rechte, oder der Philosophie. So kamen manchmal ganz verwunderliche Briefadressen an Barth, und er machte sich ein Vergnügen daraus, sie zu sammeln und an der Seitenwand eines seiner Bücherkästen aufzukleben, wo sie heute noch zu lesen sind. Etlichen war seine Missionsthätigkeit besonders wichtig und sie schrieben: „Herrn Missionskommissär Barth," oder: „Herr Missionsrevisor Barth in Calw," oder auch gut deutsch: „Herrn Missionsbesorger Barth." Ein Anderer stieg höher hinauf und adressirte: „Herrn theol. Direktor Barth in Calw," und ein höflicher Franzose schrieb geradezu: „Monsieur le baron de Barth à Calw." Andere stellten den Calwer Verlagsverein mehr in den Vordergrund und schrieben an Barth: „Herrn Calwer im Verlagsverein zu Calw," oder wie jener Franzose; „Monsieur Vereinsbuchhand, libraire à Calw." Gelegentlich wurde der Doktor geradezu mit seinem Wohnsitz Calw verwechselt, und es hieß auf der Adresse: „Hochwürden Herrn Dr. Calw in Barth." Ein Engländer, der mit der deutschen Geographie auf gespanntem Fuß stand und bloß von der Schweiz etwas wußte, adressirte: „Rev. Dr. Barth, Wurtemberg in Switzerland." Der Postbeamte aber

war klug und schrieb drunter: „gehört ohne Zweifel nach Calw.“ Jezuweilen wurde auch die Wohnung von Hausgenossen nach der des Dr. Barth bestimmt. Eine Frau, welche mit ihm in demselben Haus wohnte, wurde auf einer Adresse so bezeichnet: „Wohlgeboren Frau unten wo der Herr Professor Barth wohnt im Bischoph in Calw.“ Daß es dabei auch mit der Rechtschreibung nicht immer genau genommen wurde, zeigt die Adresse: „Herrn Pfarrer Part in Calb.“ Das beste ist, daß auch die wunderlichsten Adressen doch immer an den rechten Mann gelangt sind.

9. Ernste Zeiten.

Es würde an Barths Lebensbild etwas fehlen, wenn wir den freundlichen Lesern nicht auch davon etwas sagen wollten, wie Barth die Ereignisse seiner Zeit miterlebte und wie sich gerade die schweren und ernsten darunter in seinem Gemüth wiedergespiegelt haben. Freilich, eine ernste Zeit war eigentlich für ihn immer, ob nun gerade draußen in der Welt etwas besonderes los war oder nicht. Daß wir in den letzten Zeiten leben, daß die letzte große Noth unmittelbar vor der Thüre stehe, und daß namentlich für die Gemeinde der Glaubigen schwere Tage bevorstehen, von dieser Ueberzeugung war er aufs innigste durchdrungen. Nun ist freilich wahr, daß er sich mit seiner Erwartung eines baldigen Endes aller Dinge verrechnet hat; schon dreizehn

Jahre schlummert er im Grab, und noch ist das was er früher selbst noch zu erleben hoffte, nicht eingetreten. Aber ob er sich stark verrechnet hat oder nur um weniges — wer möchte gegenwärtig mit raschem Urtheil darüber absprechen?

Einzelne Zeiten seines Calwer Aufenthalts, aus denen der Schreiber dieses Büchleins noch klare persönliche Erinnerungen an Barth hat, sind aber ganz besonders als „ernste Zeiten“ zu bezeichnen und von Barth als solche schwer empfunden worden. Denen, die jetzt im vollen Mannesalter stehen, sind die Stürme des Jahres 1848 noch in guter Erinnerung, und die's nicht mehr selber erlebt haben, die haben doch gewiß schon davon erzählen hören. Fast komisch war freilich das Vorspiel, das man im westlichen Theil von Württemberg von der bald nachfolgenden gewaltigen Aufregung der Geister hatte: der „Franzosenlärm.“ Am Abend vor Mariä Verkündigung im Jahr 1848 kam plötzlich, wie ein Schlag aus heiterem Himmel, nach Calw die Nachricht, daß in Nagold 1600 Franzosen zum Quartier angesagt und die Quartierzettel schon ausgetheilt seien. Man kann sich denken, was für eine Bewegung diese Nachricht hervorrief; die Stadt glich einem Ameisenhaufen, in den ein muthwilliger Knabe mit einem Stecken hineingestoßen hat. Die Alten standen zusammen und sprachen über alle die traurigen Möglichkeiten, die in Aussicht standen, erzählten von Melac und seinen Schandthaten, die Kinder hörten mit ängstlichem Grausen zu, doch nicht ohne daß in des Herzens Tiefe der behagliche und tröstliche Gedanke

sich geregt hätte, daß ein Besuch der Franzosen jedenfalls auf längere Zeit den Schulbesuch unmöglich machen werde.

Je tiefer in die Nacht hinein, desto mehr häuften sich die Hiobsposten. In Gernsbach brenne schon alles zusammen, auf und ab im Schwarzwald werde Sturm geläutet, oben auf den Bergen sehe man den Widerschein der brennenden Dörfer und Höfe. Flüchtlinge aus der unmittelbaren Nähe der badischen Grenze kamen durch, sie wollten in Stuttgart Schutz suchen. Gesehen hatte keiner die Franzosen, aber jeder hatte Leute gesehen, denen's ein Vetter oder guter Freund tiefer im Schwarzwald mit aller Bestimmtheit mitgetheilt hatte. Jetzt schlugen auch in Calw die Sturmglocken an und klangen schauerlich durch die Nacht hindurch. Man fieng an zusammenzupacken und einzugraben, was irgend von Werth war. Barth behielt als Mann und Christ seine ganze Ruhe und Geistesgegenwart. Zusammen mit den Hausgenossen wurden zu allererst die Kassen der Mission, des Verlagsvereins u. s. w. an einen versteckten dunklen Ort in Sicherheit gebracht, dann suchte Jedermann von seinen Habseligkeiten zusammen, was er zu retten wünschte, und brachte es in Sicherheit. Daneben verfolgte Barth im Geist mit größter Ruhe die Route, welche die Franzosen machen würden und berechnete, wenn sie ungefähr in Calw sein könnten. Aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß ein Franzose gekommen wäre; die Nacht verging, der Tag brach an, die Gemüther beruhigten sich, der Durchzug der Flüchtenden hörte auf,

mancher friedliche Bürger, der zu Wehr und Waffe gegriffen hatte, stellte das Mordgewehr nicht ungern wieder in die Ecke, und bald stellte sich heraus, daß alles eitel blinder Lärm gewesen war. Und seltsam! Das linke Rheinufer war in jener Nacht ganz ebenso von Angst und Schrecken vor einem Einfall der Deutschen heimgesucht. Woher der Lärm kam, das wußte Niemand zu sagen. Mancher ernste Christ schüttelte den Kopf und dachte an Einflüsse und Einflüsterungen böser Geister unter dem Himmel. Barth aber erkannte darin die Erfüllung jenes Wortes Christi von der letzten Zeit: „Kriege und Geschrei von Kriegen."

Aber beim Geschrei blieb's nicht, der Sturm des Jahrs 1848 brach los, in Deutschland, in Württemberg. Zwar kam es bei uns nicht zu blutigen Scenen wie in Berlin, Wien, Dresden, Frankfurt, aber ein böser Geist des Umsturzes, der Feindschaft gegen Thron, Altar, Kirche, Glauben ging damals auch durch das Württemberger Land und wurde von der Regierung nur äußerst mühsam zurückgehalten. In Calw hatte die Demokratie einen starken Anhang, und das berühmte Wort von der „Schädelpyramide aus den Köpfen der Aristokraten, Pietisten und Pfaffen" konnte auch an der Nagold gehört werden. Man war ja in der nächsten Nähe von Baden, das im vollen Aufstand war, und die Nähe des Brandes machte die Köpfe hitzig. Einen badischen Oberst, der auf die Aufständischen hatte schießen lassen, dann aber zur Flucht gezwungen worden war, und auf der Flucht nach Calw kam, wollten die Calwer

Rothen durchaus verhaften und ihm womöglich gleich in Calw den Prozeß machten. „Er hat auf's Volk geschossen!“ hieß es, und ein gut königlich gesinnter Bürger, der auf dem Rathhaus sagte: „Was, Volk, Aufrührer sind's!“ wurde ohne Umstände die Treppe hinunter befördert. Bis in die Schulen hinein ging diese wilde Bewegung der Geister; die einen Buben schwärmten für Hecker, die andern für das Königthum, je nachdem sie zu Hause die Väter reden hörten, und der Erzähler selbst hat damals als achtjähriges Bürschchen von einem heckerfreundlichen Bürger auf offener Straße eine Ohrfeige überkommen, weil er, eben mit einer Wurst vom Metzger kommend, den König von Preußen hochleben ließ.

Barth hatte schon am Anfang des Jahres, ehe der Sturm in Frankreich losbrach, seinen Ruf als Hochwächter erschallen lassen: „Es ist Zeit, es ist hohe Zeit!“ Als dann Deutschland in den Wirbel hineingezogen wurde, machte er sich sofort auf's Aeußerste gefaßt. Er wäre über Ostern gern nach Königsfeld gegangen, um das Fest in der dortigen Brüdergemeine zu begehen, aber alle Reiselust vergieng ihm und er hielt es für seine Pflicht, zu Haus auf seinem Posten zu bleiben. Er trug oft schwer am Druck der Zeit, so daß selbst das Arbeiten ihm sauer wurde. Doch sagte er, er wolle diese Angst gerne im Voraus tragen, wenn der Herr ihn nur am Tag der Trübsal selbst muthig und stark mache. Auch für den äußeren Bestand der Kirche war ihm bange, und als ein Freund meinte, wenn auch die Staatskirche zusammenbreche, so werde man dafür eine freie

Kirche bekommen, antwortete Barth: „Eine freie Kirche, ja, aber eine vogelfreie.“ Vom Frankfurter Parlament, auf das man in ganz Deutschland mit so großen Hoffnungen blickte, versprach er sich wenig Gutes. „Wie magst du,“ schrieb er einem Freund, „auf den Gedanken kommen, daß das Parlament Gott die Ehre geben werde? Die Zeiten sind vorbei.“ Durch die höhnische Weigerung des Parlaments, seine Sitzungen mit Gebet zu beginnen, ist diese Ansicht bestätigt worden.

So wenig aber Barth hoffnungsfreudig in die Zukunft blicken konnte, so ließ er doch nicht etwa muthlos die Hände sinken. Im Gegentheil: „Die Häupter empor, die Erlösung naht! Die Nacht bricht herein, arbeiten, so lange es Tag ist“ — das war sein Losungswort. „Ins Paradies zu kommen hat Niemand größere Lust als ich. Aber zuerst arbeiten, dann ruhen.“ Darum unterbrach Barth seine Arbeit auch in den schwersten Tagen des Jahres 1848 keinen Tag lang, besuchte im Sommer, als die unmittelbarste Gefahr für Württemberg vorüber war, das Basler Missionsfest und das Fest in Beuggen, um dessen Anstaltsgebäude nicht gar lange zuvor Freischärler und württembergische Soldaten in scharfem Gefecht mit einander gekämpft hatten, bis endlich die Freischärler weichen mußten. Ja Barth besuchte noch in demselben Sommer in Wiesloch unweit Heidelberg, mitten im aufständischen Baden, ein Missionsfest, zu dem sich trotz der Revolution und trotz der Ernte so viele Leute einfanden, daß man zwei Versamm-

lungen zu gleicher Zeit halten mußte, die eine in der evangelischen, die andere in der katholischen Kirche, welche in sehr freundlicher Weise eingeräumt wurde.

Freudig begrüßte Barth im folgenden Jahr das Einrücken des damaligen Prinzen von Preußen, jetzigen Kaisers Wilhelm, in der Pfalz und in Baden, und die glückliche Niederkämpfung der Revolution durch ihn, und manchmal, wenn wir ihn auf einem seiner täglichen Spaziergänge begleiten durften, hieß er uns oben auf dem Berg auf den Boden liegen und das Ohr an die Erde drücken, damit wir auch etwas hören sollten von der Beschießung Rastatts, das von den Freischaaren besetzt war und von den Preußen belagert wurde.

In den folgenden Jahren kamen andere Stürme. Die Politik gestaltete sich ruhiger, aber dafür kam die Natur in Aufruhr. Der Sommer des Jahres 1851 brachte schwere Gewitter, Wolkenbrüche und Ueberschwemmungen in vielen Gegenden Württembergs. Damals hatte Barth am 31. Juli im Kreis seiner Freunde, die zum Besuch gekommen waren, fröhlich seinen Geburtstag gefeiert, als Abends ein Gewitter losbrach, dem sofort ein zweites und ein drittes folgte, und nun goß es auch in Wolkenbrüchen vom Himmel her die ganze Nacht durch. Die Nagold schwoll reißend schnell an, mitten in der Nacht wurde die Stadt allarmirt und mußten die untern Stockwerke ausgeräumt werden. Der anbrechende trübe Regentag enthüllte eitel Noth und Jammer. Als trüber, reißender Strom, das ganze Thal von

Berg zu Berg ausfüllend, stürzte die Nggold durch die Stadt, Hausgeräthe und Trümmer schwammen am Haus vorüber, und mit jeder Viertelstunde konnte man das reißend schnelle Steigen der Gewässer beobachten. Das Haus, in seinen untern Räumen mit Wasser angefüllt, zitterte in allen Fugen unter dem Andrang der tobenden Wellen, etwas weiter oben stürzte ein Haus ein, und acht Personen kamen in den Wellen um. Das größte Unheil aber drohte der ganzen Straße, wenn die tausende von großen Holzstämmen, die sich an der Brücke aufgestaut hatten, diese auseinanderdrückten und wie gewaltige Sturmböcke gegen die Häuser in unserer Straße getrieben würden. Man war auf's Schlimmste gefaßt und rüstete sich, das Haus zu verlassen und auf den hinten anstoßenden Berg zu flüchten, wenn die gefürchtete Katastrophe einträte. Aber Gott sah gnädig drein, die Brücke hielt Stand, und Mittags begannen die Wasser wieder zu fallen. Ein hoher geistlicher Herr, der damals gerade in Calw war und am Tag zuvor Barths Geburtstag mitgefeiert hatte, wurde noch am frühen Morgen des Ueberschwemmungstages aus dem gefährdeten Gasthof zur Post, wo er abgestiegen war, auf den starken Schultern des Posthalters zum sicheren Land getragen, und die Calwer hatten hintennach ihre Freude darüber, daß auch einmal „ein Prälat auf einem Häring geritten sei.“ Denn so hieß der Posthalter.

Barth behielt auch bei dieser Gelegenheit seine volle Ruhe und Geistesgegenwart, wie es einem Christen geziemt,

der da weiß, daß kein Haar von seinem Haupte fällt ohne den Willen des Vaters im Himmel. In aller Ruhe und Stille traf er für sein Haus voll Gäste die nöthigen Anordnungen, und zog sich dann mit einigen derselben in ein Zimmer zurück, wo sie gemeinsam mitten unterm Rauschen und Tosen der Gewässer an das „Handbüchlein der biblischen Alterthümer," das damals für den Druck vorbereitet wurde, die letzte Hand anlegten. Die Ueberschwemmung ließ aber einen bösen Gast in Calw zurück, der im folgenden Monat seine Gegenwart mit Schrecken zu fühlen gab, nämlich eine furchtbare Typhus-Epidemie. Und hatte Barth bei der Ueberschwemmung christliche Ruhe gezeigt, so zeigte er jetzt christliche Liebe und Barmherzigkeit. Seine Freunde im Unterland schickten ihm nach Gewohnheit auch in diesem Herbste stattliche Proben aus ihren Weinbergen; Barth behielt aber dießmal nichts davon für sich, sondern schickte Alles den Kranken zur Labung und Erfrischung. Und als dann in Folge der anhaltenden Nässe eine schwere Theurung ins Land kam, da hat auch Barth an dieser Noth treulich mitgetragen, und soweit es ihm möglich war, etwas zur Linderung derselben gethan. Ihm war es schon von Natur eine Freude, Andern wohlzuthun und Freude zu bereiten; dieser natürliche edle Charakterzug war aber bei ihm noch geheiligt und durchleuchtet vom Geist Christi und trug deßhalb nur um so schönere Früchte. Besonders am Mittwoch und Samstag, wenn die armen Leute vom Land hereinkamen, zumal von den armen Schwarzwald-

orten herab, und pünktlich um die Zeit des Mittagessens ihre Aufwartung machten, gab's Gelegenheit genug, Hungrige zu speisen oder dann und wann auch einem Nackten etwas von seiner Blöße zu decken, wenn am kalten Wintertag die bloßen Füße so blau und erfroren zu den zerrissenen Schuhen heraussahen, oder an den Kleidern der Armen sonstige schreiende Schäden offenbar wurden.

Daß die beiden Kriege, von welchen im weiteren Verlauf der fünfziger Jahre Europa heimgesucht wurde, nämlich der Krimkrieg und der lombardische, Barths Interesse in besonderem Maß in Anspruch nahmen, läßt sich denken. Hatte er einst als Knabe Deutschlands Heere mit Begeisterung gegen Frankreich ziehen sehen und ihren Ausmarsch mit schwungvollem Liede begrüßt, so schlug ihm als Mann das Herz nicht minder warm für's deutsche Vaterland. Zwar war sein Patriotismus zu sehr durch den Geist des Evangeliums gezügelt und geläutert, als daß er jenem wilden Franzosenhaß das Wort geredet hätte, der damals vielfach als ächter Patriotismus sich breit machte, und ein Mann wie Barth, der eng verbundene Freunde in allen Weltgegenden und ein offenes Auge für die besonderen Vorzüge aller Nationen hatte, konnte weder ein Franzosen- noch ein Russenfresser sein. Aber wie es ihm auf jeder Reise in England, Schottland, Holland oder Frankreich wohlthat, wenn er da oder dort die Klänge der deutschen Muttersprache hörte, und er ganz neu auflebte, wenn er in einen Kreis kam, in welchem deutsch geredet

wurde, so ist ihm überhaupt sein deutsches Vaterland tief ins Herz hineingewachsen gewesen. Schmerzlich klagte er über seine Zerrissenheit, die gerade im Jahr 1859 wieder so grell zu Tage trat, sehnlich verlangte er nach brüderlicher Einigung der deutschen Stämme, und je trübseliger ihn die deutsche Gegenwart anschaute, desto dringender und mächtiger wandte er sich an das Geschlecht der Zukunft, die deutsche Jugend:

Deutsche Jugend, halte fest,
Deine Hände halt zusammen,
Halt zusammen sie gepreßt;
Bitten, heiß wie Feuerflammen,
Send' empor ins Vaterherz!
Halte fest wie Stahl und Erz!

Und dem ganzen deutschen Volk legte er als Ankergrund einer besseren Zukunft die Mahnung ans Herz:

Nimm dein Kleinod wohl in Acht,
Blick umher und halte Wacht,
Wehre dich, laß nie dir rauben
Deinen Rhein und deinen Glauben!

Mit dem Festhalten des Rheins hat's seine Richtigkeit. Wie ist's aber seit 1859 mit des deutschen Volkes Glauben geworden?

Daß übrigens gerade der Krimkrieg und der lombardische Krieg für Barth von ganz besonderem Interesse waren, das hatte noch andere tiefere Gründe. Im Krimkriege handelte es sich ja um den Orient, im lombardischen

Krieg um Italien und weiterhin um das Papstthum. Orient und Papstthum aber, das waren zwei hochwichtige Faktoren in seiner Ansicht von der Gestaltung der letzten Dinge. Wenn das Türkenreich auseinanderbrach und Palästina unter die Herrschaft einer europäischen Macht kam, so war ja das allem Anschein nach der erste Schritt zu einer Wiederherstellung des heiligen Landes und zu einer neuen Zubereitung desselben für das alte Bundesvolk, das nach dem prophetischen Wort am Ende der Tage dahin zurückkehren soll. Für Barth war also die orientalische Frage so recht eigentlich ein Stück der Lehre von den letzten Dingen, und deßhalb verfolgte er ihre Entwicklung mit großer Spannung.

Was aber Italien und das Papstthum anlangte, so war ihm die Gestaltung der Dinge auf diesem Gebiet aus denselben Gründen von großer Wichtigkeit. Auf Grund der Offenbarung Johannis nahm er an, daß das Papstthum zunächst einer Periode tiefster Erniedrigung entgegengehe, um dann durch das Thier aus dem Abgrund aus derselben erhoben und mit neuer Macht und Herrlichkeit angethan zu werden. Manche wollten in Napoleon III. die Züge des Thiers aus dem Abgrund erkennen, aber davon wollte Barth nichts wissen. Der sehe ihm nicht aus wie der Antichrist, sagte er, und warnte ernstlich vor Ueberstürzung und Ueberspannung in der Erwartung des Endes der Dinge. Aber daß die politischen Bewegungen jener Jahre einen starken Schritt dem Ende zu bedeuteten, das stand ihm fest. „Brüder,“ rief

er, „es wird Abend. Wer noch etwas auf dem Feld liegen hat, der möge es hereinholen, ehe das Gewitter vollends ausbricht.“

Doch der Abend kam für ihn selbst, noch ehe die Völkerbewegungen, deren Anfang er erlebte, zu weiteren, umfassenden Resultaten führten.

10. Abendruhe.

In früheren Jahren erfreute sich Barth einer herrlichen Gesundheit, und wenn je ein Mahner an des irdischen Leibes Hinfälligkeit bei ihm anklopfte, so schickte er ihn fort mit den Worten: „Zum Kranksein habe ich keine Zeit.“ Doch haben wir schon oben erzählt, daß der unerwartete Tod seines Freundes Osiander ihn nicht bloß gemüthlich, sondern auch körperlich im Innersten erschütterte, und schon in Möttlingen stellten sich, namentlich wenn er lange und angestrengt am Schreibtisch gearbeitet hatte, Brustschmerzen ein, welche sich mit keinem „ich habe keine Zeit“ abfertigen ließen, sondern in der zudringlichsten Weise gebührende Aufmerksamkeit verlangten. Zeitenweise verschwanden sie zwar wieder, aber sie blieben immer ein Gegenstand, der Barth zur Vorsicht mahnte. Mit der Zeit kamen auch noch mancherlei andere Schmerzen dazu, von denen zwar keiner an's Leben ging, welche aber doch alle mit einander stark genug waren, ihm das Leben sauer zu machen. Ein gichtischer Schmerz fuhr ihm in die Schulter, den Barth nach seiner Weise seine

„Epauletten“ nannte. Derselbe beschränkte sich aber nicht auf diese Gegend, sondern stattete auch andern Körpertheilen Besuche ab, und warf sich, je nachdem es ihm behagte, aufs Kreuz, die Brust, den Rücken, so daß Barth einmal schrieb: „Am Schreibtisch hab ich Brustschmerzen, auf dem Spaziergang Kreuzschmerzen, auf dem Sofa Achselschmerzen, und im Bett alles zusammen. Die Epauletten werden immer größer und ich weiß oft nicht, wie ich sitzen soll.“ Und am Schluß eines Briefs ruft er in gemüthlicher Verzweiflung aus:

Ade, ade!
I kann nit meh!

Doch hätten diese Dinge wohl alle allmählich gut gemacht werden können, wenn Barth dazu zu bewegen gewesen wäre, sich mehr zu schonen. Aber was für Ansichten er vom Schonen hatte, haben wir schon früher gehört. „Schon dich, lad ab! das ist gleich gesagt, aber gethan ists nicht so schnell, weil halt alles mit einander zusammenhängt wie der katholisch Glaub’.“ Das Motto der Bremer Kaufleute: „Navigare necesse est, vivere non est“ (Schifffahren muß sein, Leben muß nicht sein) war ganz nach seinem Geschmack und gern berief er sich darauf.

Mit den Jahren kamen noch andere Leiden dazu, und je mehr dem Alter entgegen, desto ernstlicher wurden sie, und desto mehr wurde Barth im eigentlichen Sinn ein kranker, leidender Mann. Seit Ende des Jahrs 1855 hatte er über Engbrüstigkeit und Athemnoth zu klagen, so

daß er halbe Nächte durch im Lehnstuhl sitzend nach Athem ringen mußte. Bald stellte sich heraus, daß diesen Athmungsbeschwerden ein organisches Herzleiden zu Grunde lag, das nicht mehr völlig gehoben, sondern bloß noch gelindert werden konnte. Auch der Kopf wurde in Mitleidenschaft gezogen, so daß Barth zuweilen vom furchtbarsten Kopfweh geplagt war. Jetzt gesellte sich zu den alten Leiden noch ein neues, und das war das schmerzhafteste von allen, nehmlich ein Unterleibsleiden, das auf einem Spaziergang ihn plötzlich so heftig befiel, daß er öfters stille stehen mußte und kaum nach Haus zu gehen im Stande war. Es war ihm, als wäre sein ganzer Unterleib zerrissen und zerfetzt, und manchmal mußte er von der liebsten Gesellschaft weg rasch aufstehen und sich in die Stille zurückziehen, bis der Schmerz ausgetobt hatte.

Barth konnte freilich in seinem unverwüstlichen Glaubensmuth auch über diese fortwährende Zunahme seiner Leiden noch mit einigem Humor sprechen. Als ihn einmal der Arzt auf einen neuen Schaden seines kranken Körpers aufmerksam machte, sagte Barth lächelnd: „Nun, wo sechse essen, da ist auch für den siebenten noch Platz,“ und in der Vorrede zu einer seiner letzten Jugendschriften theilte er seinen Lesern mit, er habe jetzt gerade so viele Krankheiten, als ein Goldkäfer Füße. Aber doch blieben die Wirkungen dieser körperlichen Leiden nicht aus. Schon am Anfang des Jahres 1856 äußerte er, er habe im verflossenen Jahr mehr gealtert, als je in einem früheren. Seine Arbeitskraft nehme reißend

schnell ab, und schon geschehe es ihm sauer, Abends von 6—9 Uhr noch hinterm Schreibtisch zu sein. Er könne bloß noch mit halbem Dampf arbeiten, sein „Schnauf“ vertrage nicht mehr viel. Konnte er früher im Geschäft noch etwas erzwingen, so ging das allmählich nicht mehr, und am bedenklichsten erschien es ihm, daß auch das erzwingen wollen nachgerade aufhörte, daß also nicht bloß die Arbeitskraft, sondern auch der Arbeitsmuth abnahm. Ein Gang ins nachbarliche Stammheim, der ihm doch eine altgewohnte Sache war, erschöpfte ihn so, daß er alle Augenblicke hinstehen und „nach Luft schnappen“ mußte. „Kurz, es geht mit mir bergab, und meine Hütte fängt an, baufällig zu werden. Die Jünglingsfrische und die Manneskraft sind dahin, alles Flicken an meinem kränklichen Leib bringt mich nicht mehr zurecht, denn ein Rock, der durch langes Tragen fadenscheinig geworden ist, läßt sich nicht mehr neu machen.“

Auch der Freundes- und Verwandtenkreis um ihn her begann sich zu lichten. Bald von diesem, bald von jenem hieß es: er ist heimgegangen. Von 60 Personen, welche im Jahr 1811 an einem Hochzeitstisch beisammen gewesen waren, waren im Jahr 1855 noch drei am Leben, und einer von diesen dreien war er selbst. Da wollte es ihm, obwohl er noch manche Freunde hatte, an denen sein Herz hieng, doch manchmal einsam werden. „Sie gehen alle fort; will's Gott, mach ich's auch nicht mehr lang, sondern komm bald nach.“ Es ging ihm allmählig wie dem Apostel Pau-

lus: es lag ihm beides hart an; einerseits hatte er gar große Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, auszuruhen in der ewigen Sabbathruhe des Volkes Gottes, und statt des schweren „Schnaufens“ in der Erdenluft volle Züge aus der balsamischen Luft des Paradieses einzuathmen. Aber andrerseits gabs noch viel Arbeit zu thun, und er wollte sich nicht selbst ausspannen, sondern warten bis der Meister sagte: es ist genug, und bis dahin weiter machen, mit halber Kraft, mit achtels Kraft, wie es eben gieng.

Einen Arzt zu berathen, konnte er sich lange nicht entschließen. Er hielt sich an den Arzt Israels, der nicht bloß Rath hat, sondern auch Hilfe, und nicht bloß Rezepte verschreibt, sondern selbst Arznei ist. Mag wohl sein, daß dabei auch die Furcht mit unterlief, durch den Arzt um seine Freiheit zu kommen und sich einer Krankenordnung, Kraftschonung und Arbeitseinschränkung unterziehen zu müssen, die nicht nach seinem Geschmack war. Aber in die Länge war's ihm doch nicht ganz wohl dabei, er hielt es für Pflicht, seinerseits nichts zu versäumen, um Hilfe oder doch wenigstens Erleichterung zu finden. Allerdings blieb nun die „Kranken-Hausordnung“ nicht aus, er mußte sich mit der Arbeit auf zwei Vormittags- und drei Nachmittagsstunden beschränken, und was ihm besonders weh that, vorläufig die Kanzel meiden; sein Tisch stand voll von allerlei Mitteln, die sein treu besorgter Arzt ihm verordnete, da eine Flasche stärkende Tinktur, dort ein Topf Jodsalbe zum Einreiben; Morgens Pillen, Abends Digitalis gegen die

Herzbeengungen, auf dem Rücken ein Pechpflaster, vorn auf dem Herzen ein Fontanell, und er mußte sich gehörig zusammennehmen, um nichts zu vergessen. Aber wenn diese Mittel ihn auch nicht gesund machten, so verschafften sie ihm doch manche Linderung, und bei der Nacht manche Lösung der Bangigkeit und Athemnoth durch einen erquickenden Schlaf.

Auch von einer Badekur, welche der Arzt und seine Freunde ihm anriethen, wollte er lange nichts wissen. Das Badeleben sei nichts als eine privilegirte Faulenzerei, und er fürchte, eine solche sogenannte Kur werde bei ihm wohl ohne cura, (d. h. ohne Kur), aber nicht ohne curis, (d. h. nicht ohne Sorgen) ablaufen. Aber auch in diesem Stück gab er endlich im Gehorsam nach, so schwer es ihm wurde, und ging im Sommer 1858 auf einige Wochen nach Mergentheim. Es war ihm selbst überraschend, wie rasch und leicht er sich an die „privilegirte Faulenzerei“ gewöhnte und wie er ganze Stöße von Schriften auf seinem Tisch liegen sehen konnte, und dabei denken: ihr lieget mir wohl. Die Ruhe that ihm auch wirklich gut, aber bis in den Sitz seines Leidens hinein, in das klopfende Herz und den kranken Unterleib, reichte die Wirkung nicht. „Ich sehe schon,“ sagte er, als er wieder glücklich zu Hause war, „ich muß allmählich mein Päckchen schnüren, nicht um etwas mitzunehmen, sondern um alles in Ordnung zurückzulassen.“ Und er wollte sich's ja gern gefallen lassen, daß es mit ihm „Matthäi am letzten“ sei, wenn's nur auch hindurchgieng

bis zum letzten Vers: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Damals, ums Jahr 1860, hat der Verfasser dieses Büchleins den leidenden Mann nach längerer Zeit zum erstenmal wieder gesehen, und eine gar wehmüthige Sache war es, die hochgewachsene, aufrechte, schlanke Gestalt von früher, wie sie mir noch so lebhaft vor der Seele stand, zu vergleichen mit der gebückten und gebrochenen Gestalt von jetzt, die, als es die Treppe hinaufgieng, auf des Begleiters Arm sich stützen und doch nach drei oder vier Stufen immer wieder stille stehen mußte, um auszuschnaufen, und mühsam die Worte herausstieß: „'s geht nimmer.“ Es war mir, wie wenn man bei der Abreise ein schönes stattliches Haus verläßt, das für lange Zeit gebaut scheint, und bis man wieder kommt, ist's vom Feuer verheert und bloß noch eine Ruine ist stehen geblieben. Er hat mir damals beim Abschied ein griechisches Neues Testament in ganz kleiner Taschenausgabe mitgegeben, das auf seinen Reisen sein steter Begleiter gewesen war. Ich bat ihn, mir ein paar Worte vorne hineinzuschreiben; da nahm er die Feder, schrieb meinen Namen hinein und darunter die kurzen Worte: *αυτος εφα.* (Er selbst hat's gesagt.)

Unchristliches und unmännliches Jammern und Seufzen in den harten Leidenstagen war nicht seine Sache. Er betrachtete das Leiden so ganz als ein selbstverständliches Stück seines Christenlaufes, daß ihm der Gedanke gar nicht

kam, als widerführe ihm etwas seltsames. Auch wenn er in Briefen an Freunde von seinen Leiden und Nöthen erzählte, blickte immer wieder der alte Humor durch, nicht als hätte er das Kreuz auf die leichte Achsel genommen, sondern weil auch im Kreuz ein fröhlicher Glaubensmuth in ihm lebte, und weil er zugleich in zarter Rücksicht auf seine Freunde diesen nicht unnöthig bange machen wollte. Sein christlicher Humor war eine Blüthe, deren Wurzel ernster Glaube und innige Liebe war, und deßhalb verließ er ihn selbst in diesen schweren Nöthen nicht. Noch wenige Wochen vor seinem Tod, als er die Nachricht vom Tod eines jüngeren Leidensgenossen erhielt, äußerte er: „Das ist keine Kunst für ein jüngeres, mir altem Mann vorauszulaufen, während ich fast keinen Athem mehr habe.“ Aber stiller und weicher ist er allmählich durch's Leiden geworden, und dieses innerliche Stillesein wurde ihm noch erleichtert, als im Frühjahr 1860 ein Gehilfe bei ihm eintrat, der zunächst einen Theil der Arbeit und später das ganze Werk Barth's übernahm und weiter führte. Er hat auch in's Wenigthun und zuletzt in's Nichtsthun sich fügen gelernt, so sehr es ihm gegen die Natur gieng, und wiewohl er stets zum Sterben fertig war, so hat er sich die Erleichterung in der Arbeit in den zwei letzten Lebensjahren doch gerne gefallen lassen, um „sein Päckchen fertig zu machen.“

In demselben Jahr 1860, in dem Barth überhaupt seinen Abschluß mit dem Leben machte, besuchte er auch zum letztenmal die Basler Jahresfeste, bei denen er über dreißig

Jahre lang regelmäßiger Gast gewesen war. In Basel erfuhr er gleich am ersten Tag, wie man draußen in der Welt seinen Zustand beurtheilte. Es wurde ihm ein Ausschnitt aus einer amerikanischen Zeitung zugeschickt, worin zu lesen stand, daß Dr. Barth gestorben sei. Er hatte nun freilich triftigen Grund zu sagen: „das glaub' ich nicht." Aber die Rede, die er nachher bei der Einsegnung von neun Missionszöglingen hielt, war durchzogen von Todesahnungen. „Ich weiß nicht, ob ich noch einmal hierher komme; wo ich Gelegenheit habe, ein Wort für die Sache des Herrn zu reden, möchte ich nicht gerne zurückbleiben. Ich bin oft hier gestanden und gesessen und habe Abschiedsreden halten hören, manche Thräne ist auch aus meinem Auge geflossen; bei Manchem ist mir's schwer geworden, ihn fortgehen zu sehen; wie Mancher liegt schon im stillen Grabe! Ist's die Sache werth? Ja, das Facit ist groß genug, daß man soviel dafür thut, betet, arbeitet, opfert, leidet, stirbt. Wir wollen fortfahren, bis wir beim großen Missionsfest im Himmel zusammenkommen!" Auch im nachbarlichen Beuggen nahm er diesmal Abschied, sah die Anstaltsgebäude, den Garten, den Speisesaal noch einmal ausführlich an, und lenkte dann seine Schritte zum Gottesacker, um auch noch eine Weile unter den Todten zu sein. Freilich von den Schlafenden da drunten brauchte er am wenigsten für lange Zeit Abschied zu nehmen, da gieng's allem Anschein nach „auf baldiges Wiedersehen!"

Wirklich nahm in den folgenden Monaten seine Kraft

so sehr ab, daß er im nächsten Jahr mit schwerem Herzen auf's Basler Fest verzichten mußte. Mit Thränen im Aug sah er durchs Fenster seinem abreisenden Freund und Gehilfen nach, der seine Stelle in Basel vertreten sollte. Dagegen reichte etwas später die Kraft noch zu einem Herbst-Aufenthalt in Lichtenthal bei Baden-Baden, der ihm äußerst wohlthuend und erquicklich war und ihn wenigstens auf einige Zeit von seinem furchtbaren Kopfweh befreite. Im kleinen Kreis ganz weniger Freunde gieng ihm hier noch einmal so recht das Herz auf für die Erdenschönheit als Abglanz und Vorschmack himmlischer Schönheit, es wurde ihm wieder leichter zu Muth unter dem klaren Himmel, in der milden Luft und dem goldnen Sonnenschein, der über den würzigen Tannenwäldern lag. Auch die Nacht brachte mehr Ruhe, so daß er sich an den Vormittagen kräftig genug fühlte, um die nöthigste Correspondenz und Arbeit für seine Blätter zu besorgen.

Man hat schon manchmal die Beobachtung gemacht, daß Leute, welche ein reiches und vielbewegtes Leben hinter sich haben, gegen den Schluß desselben, wenn ihre Tage sich neigen, ihre Gedanken in die erste und älteste Kinderzeit zurückgehen lassen. Es ist, als kündigte das himmlische Paradies seine Nähe an durch einen geheimnißvollen Zug der Seele nach dem Erdenparadies der Kindheit; der Kreislauf des Erdenlebens kehrt gleichsam in sich selbst zurück, ehe er sich erweitert und ausdehnt zum Kreislauf ewigen Lebens. So war es auch bei Barth. Er hat in jenen Tagen sich besonders gerne wieder in die Er-

innerungen an seine Stuttgarter Kinder- und Knabenjahre vertieft, ernste und drollige Figuren aus der Nachbarschaft seines Elternhauses in seinem Gedächtniß aufgefrischt, wohl auch in einem kleinen Aufsatz mit der Feder festgehalten und seinen jungen und alten Lesern vorgeführt. Blickte er jetzt zurück auf seine Kinder- und Jugendjahre, so fand er ja wohl auf seiner Seite Manches, darüber er sich beugte und demüthigte, aber mit der Weise, wie Gott seinen Lebensgang gestaltet hatte, war er herzlich zufrieden. Wie der Bach, dessen Wasserfall in der Nähe von Lichtenthal er einmal besuchte, sich zuerst frisch und keck über Felsen stürzte, um dann in ernster Arbeit Mühlen zu treiben und andere Dinge zu verrichten, bis er endlich in den Rhein und mit ihm in's Meer kam, so war's ihm auch geworden:

In der Jugend Frisschein, Arbeitslast nach Kräften,
Und am Ende süße Ruh, Ruhe nach Geschäften.

Da Barth durch diesen Aufenthalt in Lichtenthal so viel wohlthuende Erfrischung gefunden, so wiederholte er ihn im folgenden Jahr 1862. Aber seine Schwäche hatte doch schon wieder merklich zugenommen, und wenn ihm auch die liebliche Natur, die köstliche Luft und die stille Zurückgezogenheit aufs Neue wohlthat, so gieng's doch gleich von seiner Rückkehr nach Calw an mit reißender Schnelligkeit vollends abwärts. Einem todtkranken Freund schrieb er im deutlichen Gefühl dieses seines Zustandes: „Bei mir wird der Athem immer kürzer, ich habe also alle Hoffnung und Aussicht auf eine baldige Nachfahrt und ein Wiedersehen in den

Friedenshütten, wo man nicht mehr pressiren und den andern Morgen wieder abreisen muß. Dort können wir ruhig ein paar Jahre bei einander sitzen."

Am 27. September kam der erste unmittelbare Vorbote des nahenden Todes. Barth hatte einige Gäste über Tisch und brachte als guter Württemberger noch die Gesundheit des Königs Wilhelm aus, dessen Geburtstag war. Aber gleich nachher brach er zusammen, und es schien, als sollte innerhalb weniger Minuten seine Auflösung erfolgen. Es war ein Schlaganfall, der ihn getroffen hatte. Doch erholte er sich wieder soweit, daß man Hoffnung auf etwas längere Fristung seines Lebens haben konnte. Aber mit dem Arbeiten war's jetzt gänzlich aus. Am Stock ein wenig hin- und hergehen, dann wieder unterm Fenster im Lehnstuhl sitzen, vorn übergebeugt und nach Athem ringend, dazwischen hinein mit großer Mühe etwas weniges lesen, in erträglichen Stunden seine Merkwürdigkeiten ein wenig aufräumen und dieses oder jenes an einzelne Personen fortschicken, aber immer mit hartem, schwerem Athmen, — das war seine einzige Beschäftigung. Vor dem Augenblick des Sterbens war ihm nicht bange, namentlich nachdem sein Arzt ihn versichert hatte, daß er nicht ersticken, sondern einschlafen werde. Vollends in Bezug auf das was nach dem Tod kommt, war er ja längst im Reinen, „Ich komme arm hinüber," sagte er, „doch langt's." Klagen hörte man ihn nicht, er wollte aber auch von Andern kein Geseufze und Geklage hören. Deßhalb ließ er in den letzten Tagen selbst

die Briefe, die noch an ihn kamen, uneröffnet. Das Alte wisse er längst, Neues wolle er nicht mehr erfahren, und Sentimentalitäten möge er nicht.

So wurde aus Abend und Morgen mancher Leidenstag, und dazwischen manche schwere Leidensnacht. Der Herbst gieng vorüber, das Laub fiel welk von den Bäumen, der Winter meldete sich an mit Sturm und Regen. Da kam die Stunde der Auflösung. Am 12. November fühlte er sich Nachmittags plötzlich so müde und elend, daß er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit schon um 3 Uhr zu Bett verlangte. Kaum hatte man diesem Wunsch entsprochen, als er mit dem Seufzer „Ach Gott!“ sterbend das Haupt zurücksinken ließ. Ohne Kampf und Athemnoth, so wie er es sich gewünscht und erbeten hatte, schlief er unter dem Gebet seiner Hausgenossen ein. Seinem Wunsch gemäß wurde seine entseelte Hülle nach Möttlingen gebracht, um dort auf Hoffnung der Erde übergeben zu werden. Es war ein langer Leichenzug, der sich von Calw aus nach dem Ort bewegte, wo Barth früher so manches Jahr im Segen gearbeitet, dem Gottesacker und der Kirche zu, da er selbst so manchen Todten zur Ruhe eingesegnet und so manches ernste Wort zu den Lebenden geredet hatte. So oft der Zug die Markung eines Dorfs überschritt, wurde er von der Schuljugend mit Gesang empfangen und weiter geleitet. Er war es werth, daß die Jugend, der ein so schöner Theil seiner Zeit und Kraft gewidmet war, und die er mit Worten der Liebe durchs Leben geleitet hatte, ihn nun mit ihren Gesängen zum Grabe

geleitete. Auf dem Gottesacker von Möttlingen wurde er in dem Ruheplätzlein niedergelegt, das er sich selbst ausgewählt hatte, in dem Grab, da Machtolf, Groß und Barths Mutter zuvor schon ihre Ruhestätte gefunden hatten. So wurde Barth versammelt zu denen, die seine Väter waren dem Geist nach, und zu derjenigen, welche er dem Geist und dem Fleisch nach seine Mutter nannte.

Wie Abraham haben die Vier sich gefreut und gesehnt, zu sehen den Tag des Menschensohnes, und wie die Erzväter im Patriarchengrab in der Höhle Machpelah schlummern sie in Einer Schlafkammer, und ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Ferner ist im Verlag von **J. F. Steinkopf** in Stuttgart erschienen:

Christian Gottlob Barth, nach seinem Leben und Wirken gezeichnet von Karl Werner, Pfr. in Fellbach. Drei Bände. Jeder Band 2 Mark.

Band I. (1799—1824.) Mit Bildniß.
„ II. Die Möttlinger Zeit.
„ III. Wirksamkeit in Calw und Ende.

Barth, Dr. **C. G. Erzählungen für Christenkinder.** Gesammtausgabe, mit Umrissen von H. Groß. 4 Bände. Jeder Band 3 M.
(Jeder Band enthält 6 selbständige Erzählungen mit Bildern.)
I. 2. Aufl. Heinrich. Gotthilf. Weihnachtmorgen. Setma. Rabenfeder. Uhrfeder.
II. Buchmann. Bild. Fensterladen. Liudger. Urväter. Reiherfeder.
III. Schmidgall. Waldmeisterlein. Platter. Pergament. Altväter. Erzväter.
IV. Flucht. Cuff. Mic. C-Feder. Seefeder. Jerry Creed.
Jede dieser 21 Erzählungen ist auch einzeln zu haben à 50 Pfennig.

— — **Kleinere Erzählungen** für die christliche Jugend. Vier Bändchen. Geb. Jeder Band 2 M.

— — **Der Negerkönig Zamba.** Eine Sklavengeschichte (nach d. Engl.) 2. Aufl. 1 M. 50.

Barth's Jugendblätter 1836—1862 (sowie 1863—1871) sind zum herabgesetzten Preise von 2 M. per Band (Halbjahr in 6 Heften) zu haben.

Bei J. F. Steinkopf in Stuttgart erscheint:

Deutsche Jugend- und Volks-Bibliothek.

Jedes Bändchen mit Titelbild. Kart. à 75 Pf.

Die neuesten Bändchen sind:

51. Flammberg, Gottfr., Bilihild. Erzählung aus d. 8. Jahrhundert.
52. Frommel, Em., Aus dem untersten Stockwerk.
53. Rebe, Maria, Andreas König. Eine Geschichte aus dem Elsaß.
54. v. Schubert, Dr. G. H., Sohn und Enkel. Der Krüppel von Rottenstein. 5. Aufl.
55. Weitbrecht, Gottl., Dr. C. G. Barth nach seinem Leben u. Wirken.

Die früheren Bändchen (1—50) nach Verfassern geordnet, sind folgende:

Beutelspacher, Fr. 24. Erzählungen eines alten Jägers.
Blaul, Fr. 41. Alte u. neue Gesch. 46. Glaubenstreue od. d. Wallonen i. d. Pfalz.
Caspari, K. H. 4 Alte Geschichten a. d. Spessart. 4. Aufl. 5. ‚Zu Straßburg auf der Schanz.‘ Dorfsagen. 5. Aufl.
6. Edelsteine deutscher Gedichte und Lieder.
Flammberg, G. 31. Der Vogelsteller vom Eschlippthal. Erzählung aus der Zeit d. Bauernkriegs. 36 Vom treuen Kunrat. Ein wahr Geschicht.
Frommel, Em. 13. Aus d. Familienchronik e. geistl. Herrn. Erzähl. 2. A. 20. Der Heinerle v. Lindelbronn. 2. A. 25. Aus vergangenen Tagen. Erzählgn. 2. A. 30. In zwei Jahrhunderten. Freud u. Leid i. Leben e. alten Pfarrerin. 2. A. 40 „O Straßburg, du wunderschöne Stadt.“ 2. A.
Glökler, J. P. 29. Johannes Kepler, der Astronom. Ein Lebensbild. 37. Joh. Jak. Moser, der Patriot.
Grube, A. W. 7 Blicke in's Seelenleben d. Thiere. 11. Scharnhorst's Leben u. Wirken. 12. General Gneisenau. 18 Abraham Lincoln. 21. Aus der Alpenwelt der Schweiz. 32. Der welsche Nachbar. Lebensbilder a. dem Krieg 1870/71. 47. Napoleons Kriegszug nach Moskau i. J. 1812.
Guntisberg, Marie. 38 Eine Deutsche im Osten.
Hoffmann, E. 42. Die Schwaben an der Marne. Zwei Erzählungen.
A. d. Jauß, Juda. 26. Erzählg. a. d. Zeit der Zerstörung Jerusalems.
1. Lieder, Deutsche, zur deutschen Geschichte. Mit kurzen Erläuterungen.
Mürdter, Fr. 14. Die blitzende Legion. Erzählung.
Pressel, P. 19. Herzog Christoph von Württemberg.
Rebe, Maria. 43. Am Eichstein. Erzählung.
23. Roland Leicht. Eine Erzählung. (Nach dem Engl.)
Schott, Th. 17. Hugenottengeschichten. Anna du Bourg. Zwei Bibeln. 33. Hieronymus Savonarola. Ein Lebensbild.
v. Schubert, G. H. 28. Zwei Erzählgn. 4. A. 34. Acht Erzählgn. 3. A. 10. Seebilder.
Stöber, K. 2. Geschichten d. Pfarrers Siebentisch. 2. A. 9. Gesch. von der Altmühl. 2. A. 22. Der Mühlarzt, nebst anderen Geschichten. 2. A. 27. Möhren. Nebst and. Erzählgn. 2. A. 35. Das Elmthäli, nebst weit. Erzählgn. 4. A. 48 Der Schneider v. Gastein, u.: Kleinere Erzählgn.
Thelemann, O. 44 Franz von Sickingen, der letzte Ritter.
Weitbrecht, G. 45. Pfarrer Joh. Friedr. Flattich. Ein Lebensbild. 49. David Livingstone. Ein Lebensbild. Mit Karte.
Wießner, H. 39. Wild gewachsen. Erzählung. 50. Verlorne Söhne. Geschichten a. d. Gefängniß.
Wild, K. 3. Der Seidenweber. Erhard Daubitz 2. A. 8. Kriminalgesch. 15. Lebensbilder aus der christl. Kirche. Drei Erzählgn. 16. Aesops und anderer weiser Meister Fabelschatz.

☞ **Jedes Jahr fünf weitere Bändchen.**

Buchbinderei
SCHWAB
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitbrecht, Gottlieb,

Dr. Christian Gottlob Barth, nach seinem Leben und Wirken geschildert

Stuttgart 1875

Paed.pr. 4408 s-55
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11320185-2